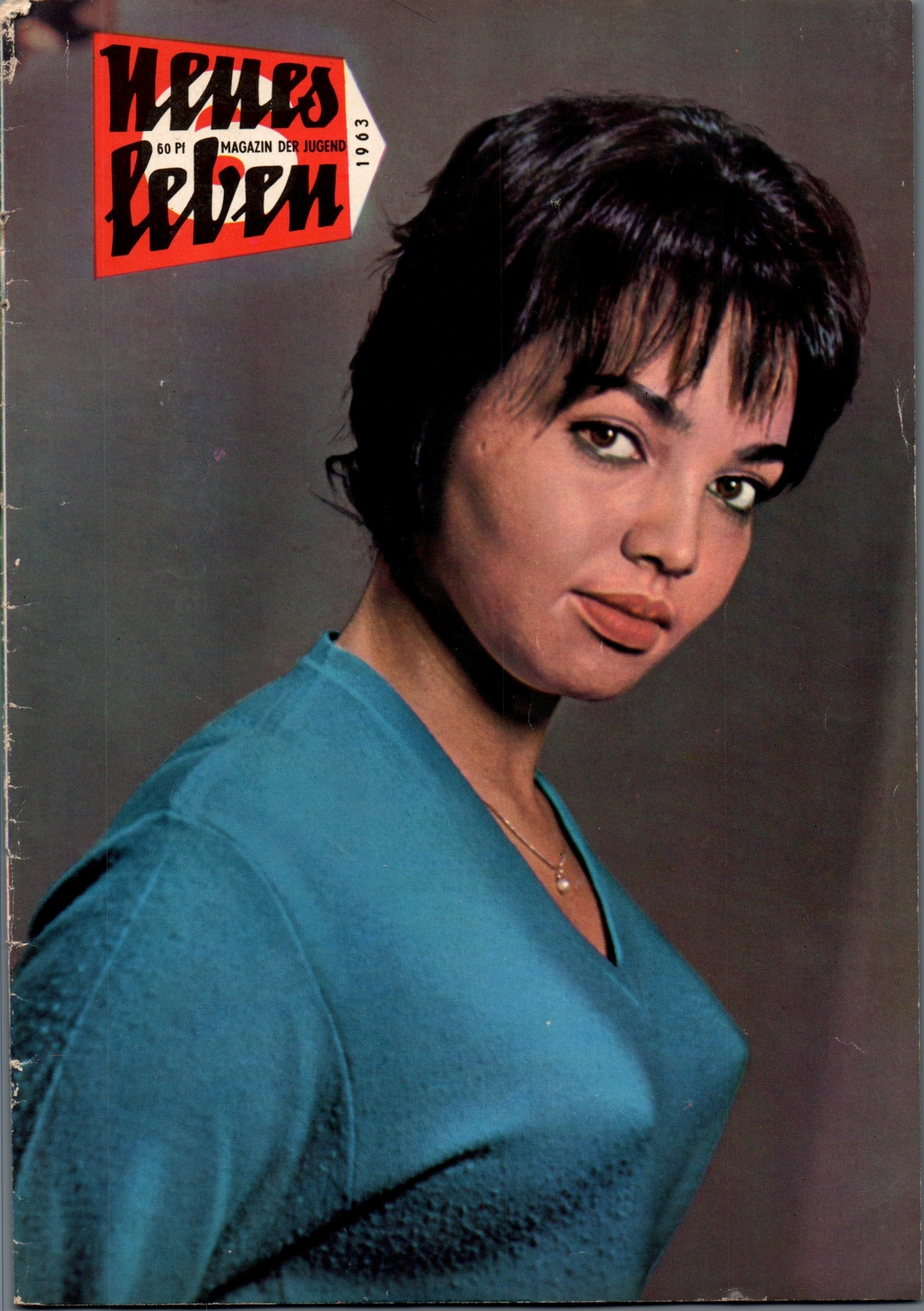
Neues Leben

60 Pf MAGAZIN DER JUGEND 1963



Steckbriefe

RICARDA KAELLANDER
EBERHARD KUBE

Man hatte sich streng an die Devise des Intendanten gehalten, der selbst kundgetan hatte, wie s i e aussehen müßte: Ostseewasser in den Augen und blond mußte sie sein, die Ansagerin des Ostsee-Studios Rostock beim Deutschen Fernsehfunk.

Ricarda Kaellander, 20 Jahre, sieht nicht nur so aus, sondern – was für diesen Beruf ebenso notwendig gilt, – sie ist klug und begabt. Ihr Talent hatte sie schon vor Jahren unter Beweis gestellt. Sie liest gern Verse vor. Nachdem Ricarda sämtliche Ausscheidungsstufen als junges Talent durchwandert hatte, nahm sie 1961 in Leipzig am Republiksausscheid teil. Auf Anhieb schaffte sie in der Gruppe der Rezitatoren den Sprung zu den Besten und wurde für den sehr ausdrucks- und gefühlvollen Vortrag von Weinerts Gedicht „An eine deutsche Mutter" mit der Bronzemedaille belohnt. Das war der Startschuß für zunächst zwei Herzklopfen-Sendungen mit „Talentefinder" Heinz Quermann, der wieder einmal sein Talent bewies, ebensolche aus dem Verborgenen zu „entführen". Mit ihren Rezitationen begeisterte Ricarda auch viele Delegierte des VI. Deutschen Bauernkongresses in Magdeburg. – Bereits in Leipzig und in den Sendungen danach wurde der Deutsche Fernsehfunk auf sie aufmerksam, und bald stand fest: Sie kommt als Sprecherin für das Ostsee-Studio Rostock in Frage.

Die Entdeckung von Ricarda Kaellander hat also nichts mit einem Glücksspiel zu tun. Ihr Lebenslauf ist vielmehr typisch für einen großen Teil der Jugend unserer Republik.

„Für mich kam trotzdem alles so überraschend", sagte Ricarda. „Doch die neue Aufgabe reizte mich sehr. Es ist nur schwierig, beides, den Lehrerberuf und die Ansage, miteinander zu verbinden." Man muß nämlich wissen, daß Ricarda an einer allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule in einem mecklenburgischen Dorf 35 Mädchen und Jungen unterrichtet. „Hier zieht's mich zu den Kleinen und dort zu den Großen", sagte sie lächelnd, wobei sie verschmitzt ihren blonden Haarschopf hin- und herwippte.

Kaum auf dem Bildschirm erschienen, kamen auch schon die ersten Briefe. Jedoch bringt der Briefträger nicht etwa nur Autogrammwünsche. Viele Briefe und Kartengrüße enthalten Gedanken und helfende Hinweise für ihre neue Arbeit.

Ricarda erschien zur Premiere am 3. Oktober 1962 nicht nur als Sprecherin auf dem Bildschirm, sie hatte in der Reportagesendung „Stippvisite am Meer" auch eine Filmrolle übertragen bekommen. „Mit diesem ersten Filmbericht hat es eine besondere Bewandtnis", gestand sie. „Ich habe mich nämlich in meinen Partner ‚verliebt' . . . in Käpp'n Braß."

R. M.

Die Mutter nannte es, halb lächelnd, halb ärgerlich, „Faxen", wenn der kleine Eberhard sich wieder einmal in ausdrucksvoller Mimik versuchte. Weder sie noch er dachten damals daran, daß sich daraus einmal eine Kunst entwickeln würde. Der schlanke junge Mann vom Jahrgang 1935 wurde Sportlehrer. Zur kindlichen Neigung, „Faxen" zu machen, kamen nun von Berufs wegen die Körperbeherrschung und die Freude an der Bewegung, und von da aus war's dann nur noch ein Schritt bis zum Interesse für die Pantomime. Das große, bewunderte Vorbild war (natürlich) Marcel Marceau, aus dessen Filmen Eberhard Kube die ersten Anregungen empfing. Im Gästekabarett auf Hiddensee wagte er den Sprung auf die Bretter. Übers Haus der Jungen Talente in Berlin, wo der Autodidakt systematische Anleitung erhielt, führte der Weg stracks zum Republiksausscheid nach Leipzig – und zur Goldmedaille. Das war 1960. Ein Soloabend in Berlin und der Berufsausweis als Pantomime, den ihm eine gestrenge Prüfungskommission zuerkannte, bezeugen, daß sich Eberhard Kube inzwischen ein gutes Stück künstlerisch weiterentwickelt hat.
Seit geraumer Zeit leitet er auch eine Pantomimengruppe junger Laien. In der Schönhauser Allee 73, in der zweiten Etage eines Fabrikgebäudes, trifft sich das Kollektiv zum wöchentlich achtstündigen Training. Eberhard Kube zählt auf, was alles dazu gehört: eine Grundausbildung in klassischen Ballettpositionen, ein pantomimisches Exercise, die Technik der Pantomime mit den typischen Bewegungen des „Gehens", „Treppensteigens", „Greifens" usw., das Etüdenspiel und, nicht zuletzt, auch ein bißchen Akrobatik . . . Ja, die Pantomime erschöpft sich nicht in ein paar Grimassen und komisch übertriebenen Gebärden, wie mancher Neuling glaubt. Sie ist eine Kunstgattung, die intensives Studium erfordert – für das bisher kein umfassendes Lehrbuch existiert. Eberhard Kube bemüht sich, aus den Erfahrungen seiner Arbeit heraus, Material dafür zu sammeln. Es ist ihm sehr ernst mit der Pantomime, und er hat einen ganzen Sack voller Wünsche, Pläne und Hoffnungen für die Zukunft. Er wünscht sich – und den Pantomimenfreunden, daß im Haus der „Distel" an kabarettfreien Tagen die stumme Kunst der Bewegung zu Gast sein möge, und er plant, mit seiner Gruppe auf der Plattform eines umgebauten Möbelwagens Freilichtvorstellungen zu geben. Er hofft, im Berliner Ensemble hospitieren zu können, um die Verwendung pantomimischer Elemente im Schauspiel zu erforschen, und er möchte vor allem – jetzt und künftig – versuchen, Menschen unserer Tage auf der Bühne zu gestalten. Eigentlich wollte ich Eberhard Kube noch nach seinem privaten Steckenpferd fragen, aber nachdem er mir erzählte, daß er in seiner Freizeit alte Schriften über das Theater, z. B. Lessings „Hamburgische Dramaturgie", nach Stellen über die Pantomime durchstöbert, unterließ ich es. Er hat kein Hobby, das Hobby hat ihn. Und darum hat er's logischerweise zum Beruf gewählt.

ca.

Liebe Leser! Durch ein Versehen der Druckerei Neues Deutschland wurden die Künstlerporträts auf der 3. Umschlagseite verwechselt. Den dazugehörigen Text von Seite 48 drucken wir deshalb in dieser Berichtigung. Wir bitten diesen Fehler zu entschuldigen. Die Redaktion

Warum schäme ich mich eigentlich?

Ich bin 17 Jahre und lerne auf einem volkseigenen Gut im ersten Jahr Landwirt und in der Spezialausbildung Geflügelzüchterin. Eigentlich wollte ich Krankenschwester werden, doch die Ärzte rieten mir gesundheitlich davon ab. Da ich durch meine Lehre die Gelegenheit hatte, von zu Hause wegzukommen, entschied ich mich für diesen Beruf. Ihr werdet fragen, warum ich von zu Hause weg wollte? Das ist eine lange Geschichte, und ich will nur den hauptsächlichsten Punkt herausgreifen.

Ich habe einen Stiefvater, mit dem ich mich nicht verstehe. Ihm gegenüber fehlt mir jegliches Vertrauen, und es kommt so zu immer schlimmeren Reibereien, die bald nicht mehr auszuhalten sind. Er mag keine Kinder, und das läßt er mich spüren. Ich darf nur meiner Mutti im Haushalt helfen, für meine Interessen aber hat er kein Ohr. Er erlaubt mir nichts, nicht einmal Schlager darf ich ungestört im Radio hören — sofort stellt er Opernmusik ein. Ich will nicht sagen, daß ich vollkommen schuldlos bin, ich schalte schnell auf stur, aber das deswegen, weil man mich wie ein kleines Kind behandelt. Darum war ich froh, daß ich die Woche über von zu Hause weg konnte. Ich wohne nun im Lehrlingswohnheim. Hier können wir nach dem Lernen all unseren persönlichen Interessen nachgehen — ob Tischtennis, Fernsehen oder Tonband. —

Wir sind Siebzehn

Nun aber zu meinem Beruf.

Das Schöne daran ist, daß er sehr abwechslungsreich ist. Einmal müssen wir in die Rinderställe zum Melken, ein anderes Mal mit dem RS-09 oder anderen Traktoren auf dem Feld arbeiten. Das macht uns Spaß. Es gibt natürlich auch Arbeiten, die nicht gerade sehr schön sind, aber die gibt es wohl in jedem Beruf.

1964 habe ich ausgelernt und möchte nach Thüringen versetzt werden. Es wird komisch sein, als jungscher Facharbeiter dann auf eine Farm zu kommen, wo auch ältere Frauen arbeiten. Wenn wir das Gelernte in technischer Hinsicht dann anwenden wollen, werden sie vielleicht dumm gucken und denken, wir wollten nur angeben.

Um den Jungen zu gefallen

Doch allein mit praktischen Erfahrungen kommt man heute in der Landwirtschaft nicht mehr klar. Das werde ich den Älteren geschickt klarmachen müssen. Meine Mutter sagt z. B. immer: Wozu brauchen Landwirte die Chemie und Physik des Bodens? Früher ging es auch ohne. Früher — früher war die Mechanisierung auch noch nicht in vollem Gange. Heute muß man auch als Mädchen Landmaschinen fahren und mit ihnen arbeiten können, und dazu braucht man eben eine gute Ausbildung. — Wenn ich mir weiterhin viel Mühe gebe, hoffe ich, nach einigen Jahren Praxis auf die Fachschule zu gelangen, um meinen Meister zu machen oder Zootechniker. Das wird sehr schwer sein, dazu braucht man Ausdauer — und schon heute fällt es mir schwer, über den Schularbeiten sitzen zu bleiben, wenn am Fenster der Freund pfeift. Das lenkt doch ein bißchen ab. Aber wenn ich weiterkommen will, muß ich mich eben zusammenreißen und das auch meinem Freund begreiflich machen.

Auf dem Dorf sind doch nicht Dumme! Ich schreibe das hier so, weil auch heute noch manche sagen, nur die Dummen bleiben auf dem Land. Damit ihrs wißt: Von uns wird heute theoretisch wie praktisch mehr verlangt als in manch anderem Beruf. Vor allem viele Jung's reagieren komisch darauf, wenn wir ihnen sagen, daß wir auf dem Land arbeiten.

Ehrlich gesagt, wenn ich auf dem Tanzboden oder anderswo in Berlin einen netten Jungen kennenlerne, der mir gefällt, habe ich keine Traute, ihm zu sagen, was ich beruflich mache. Ich beschwindle ihn, nur damit er mich nicht auslacht. Warum schäme ich mich eigentlich? Wohl nur, um dem Jungen zu gefallen, der vielleicht nicht mehr von der Landwirtschaft weiß, als daß es dort Schweine und Kühe gibt? Mir macht meine Arbeit doch Spaß. Obwohl ich echte Großstädterin bin — aus Berlin — atme ich jeden Montag wieder auf, wenn ich draußen in der frischen Luft bin. Und die Schweine und Kühe stören mich überhaupt nicht. Im Gegenteil: im Kuhstall macht die Arbeit bald noch mehr Freude als in der Hühnerfarm.

Das steht für mich fest: Heiraten werde ich nur den Mann, der mich in meinem Beruf anerkennt. Sagen wir einmal, ich heirate gleich nach meiner Ausbildung. In den ersten Jahren gehe ich auf alle Fälle arbeiten. Sollte frühzeitig ein Kind kommen, würde ich einige Zeit aufhören zu arbeiten, um später trotzdem in meinen Beruf zurückzukehren. Ich möchte nämlich mit meinem Mann auch über etwas anderes sprechen können als über Kinder und Essen, und ich will auch mit seiner Entwicklung standhalten.

Marianne S.

Rohrleger contra Abiturientin

Uff! Endlich ist es geschafft! Morgen ist der letzte Schultag. Wie ich das ausgehalten habe, zwölf Jahre die Schulbank zu drücken, weiß ich selbst nicht mehr. Manchmal hatte ich es wirklich dicke. Immer nur pauken, pauken und nochmals pauken. Und hatte man sich mal nicht gründlich auf den Unterricht vorbereitet, gerade dann erwischte es einen. Dann hättet ihr mal die „lieben" Lehrer sehen sollen, die konnten nämlich auch toben. Das hat mich immer auf die Palme gebracht, mit 17 Jahren wurde man manchmal wie ein Kind in der Unterstufe behandelt. „Na ja, Sie tun ja nie etwas!" war das mindeste, was wir zu hören bekamen. Aber ich will die Lehrer nicht schlecht machen; unsere Klassenlehrerin, Frau Weber, war genau so, wie man sich als

Schüler seinen Lehrer wünscht. Sie war uns gegenüber wie ein guter Kamerad.

Ganz klein geschrieben wurde in unserem Oberschülerdasein das Wörtchen Freizeit. Aber schließlich ist man 17 oder 18 Jahre und möchte auch etwas von der Jugend haben. Oft genug müssen wir zurückstecken gegenüber denen, die in der Produktion arbeiten. Bei diesen Mädchen stimmt das Geld, sie übernehmen die Verantwortung für ihre Arbeit. Und wie sieht das bei uns aus? Klar, Sorgen haben wir, sogar mehr als nötig, aber Verantwortung — nein! Das fängt schon beim Taschengeld an. Schließlich verdient man ja selbst noch nichts und ist von der gütigen Gabe der Eltern abhängig. Ehrlich gesagt, mich betrifft das nicht so, aber meine Freundin. Stellt euch vor, sie bekommt 2,50 DM in der Woche. Damit soll sie auskommen, wirklich, probiert das mal selbst aus. Aber was soll man da als Oberschüler machen? Nicht alle Eltern können genügend Geld zusteuern. Ich habe einen Tip für diejenigen, denen es ähnlich ergeht. Ich erhalte im Monat 50 DM Bekleidungsgeld. Damit kleide ich mich selber ein. Also lerne ich wirtschaften und planen. Das ist schon wichtig. Mal kaufe ich was Billiges, manchmal fällt auch ein großes Stück an. Für einen Mantel muß ich eben länger sparen. Etwas Taschengeld erhalte ich extra. Schließlich gehe ich mal ins Theater, ins Kino oder kaufe mir ein Buch. Wie findet ihr meinen Vorschlag? Schon vier Oberschuljahre haushalte ich danach. Ein bißchen Verantwortung trage ich somit doch.

Viele von uns gehen tanzen, stimmts? Na ja, die Schulveranstaltungen finde ich immer dufte, aber öffentlich tanzen zu gehen, ehrlich gesagt, dazu fehlt mir der Mut. Außerdem ist das nicht das Richtige für mich, an einem Tisch sitzen

SIND SIE SIEBZEHN

und so drum herum, dann werden Sie bestimmt das Straßenbahnerlebnis mit Gabi im Mai-Heft noch in Erinnerung haben. Heute nun melden sich die ersten zu Wort, die sich angesprochen fühlten. Jede von ihnen, ob Heidi, Marianne oder Karin, hat eine Menge zu sagen — denn das Leben der 17jährigen ist bewegter als mancher ahnt. Und vieles davon ist auf diesen Seiten noch gar nicht genannt worden. Fragen über Fragen, Sorgen und Probleme tauchen vor jedem auf, der darangeht, sein Leben in unserer sozialistischen Gesellschaft einzurichten. Da wir das wissen, wollen wir auch jetzt nicht schon darauf antworten, sondern alle 17jährigen (auch die jungen Männer meinen wir) auffordern, ebenfalls das Wort zu ergreifen: zu Gabi, Karin und den anderen, vor allem aber zu sich selbst.

Die Redaktion

dazu braucht man Ausdauer

Wo bleibt da meine Überlegenheit?

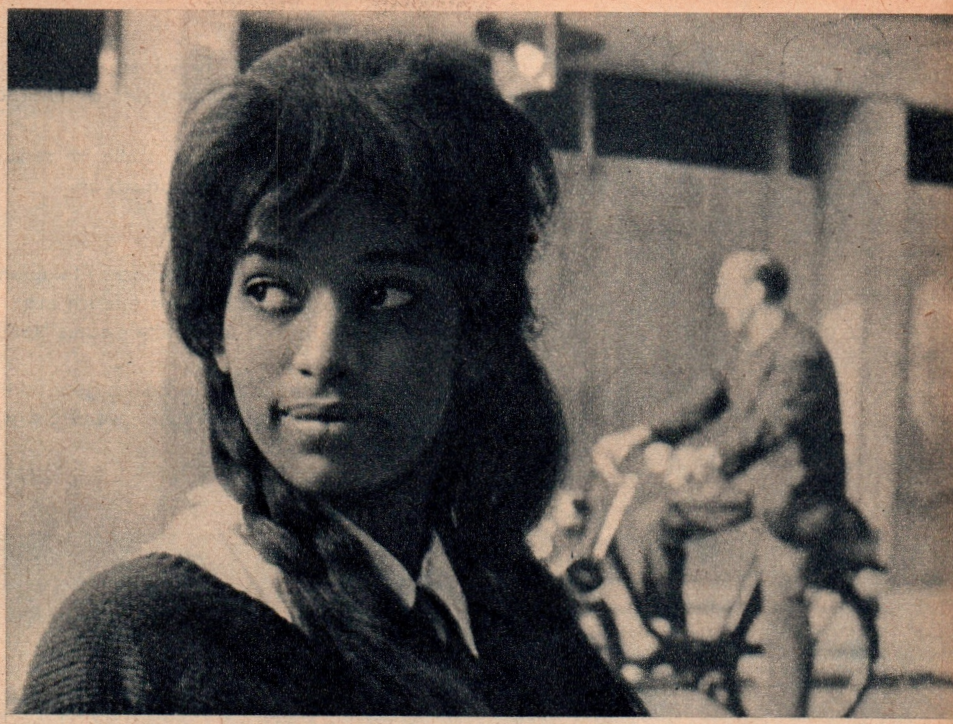
als Fachmann die DDR vertreten

und abwarten, bis mich „gnädigerweise" einer auffordert. Die Jungen können sich immer aussuchen, mit wem sie tanzen wollen, aber wir „armen Geschöpfe" nicht. Na ehrlich! Wenn ein Mädchen mal einen Jungen auffordern würde, gäbe es ein herablassendes Grienen. Verflixt noch mal, wo bleibt denn da die Gleichberechtigung? – Und da wäre ich schon beim Thema Freundschaft. Eine Freundschaft zwischen Oberschülern ist nicht übel, wenn sie länger hält. Doch da sind die Bedenken der Lehrer: Vernachlässigt das Lernen nicht. Wir hatten in der 11. Klasse einen Lehrer, der sah immer gleich viel mehr, als überhaupt los war. Da fielen nur so spitze Bemerkungen. Hatte man Pech und wußte mal im Unterricht keine Antwort, hieß es gleich: „Kein Wunder, Sie haben ja fürs Lernen keine Zeit mehr!" Und da war man nun 17 Jahre! Einfach lächerlich. Noch dazu, wo er selbst kein moralisch einwandfreies Leben führte – so was spricht sich schließlich 'rum –, uns aber über sozialistische Moral und Ethik Vorträge hielt! So etwas gibt es eben auch noch.

Vor kurzem war ich gar nicht froh, daß ich Oberschülerin bin. Sagt mal ehrlich, gibt es bei euch auch solche Jungen, denen es ihr Ehrgeiz nicht erlaubt, mit einem Mädchen befreundet zu sein, die Oberschülerin ist und er nur Absolvent der 8. Klasse? Ich habe einen netten Jungen kennengelernt, der hatte solche Ansichten. Ich mochte ihn ganz gern, und wir verstanden uns wirklich gut. Er will Rohrleger werden und war noch Lehrling. Also, das Geld war bei uns beiden knapp, aber was machte das schon. Man braucht ja nicht immer groß auszugehen. Plötzlich aber sagte er mir, daß es doch nicht das richtige wäre mit uns. Ich war erstaunt und versuchte, den Grund zu erfahren. Und nun frage ich, ist das wirklich ein Grund: „Du bist viel intelligenter als ich, überlege doch, du hast 12 Klassen besucht, und ich dagegen, nein, das kann niemals was werden." Schön, ich war ihm in einigen Dingen überlegen, aber er mir dafür in anderen. Er erzählte mir über seinen Betrieb KWO. Wie sie im Winter sonntags Einsätze gemacht haben, weil die Heizungen eingefroren waren, und natürlich war er immer dabei. Sein Meister mochte ihn gern, weil er sich viel Mühe gab und gut arbeitete. Und stolz war ich auch auf ihn, er wurde 1962 Berliner Meister im Luftgewehrschießen, und auf der Eisbahn konnte ihn so schnell keiner übertreffen. Wo blieb da meine Überlegenheit? Ja, das muß man eben als Oberschülerin in Kauf nehmen. Oder nicht???

Warum bringt man uns Oberschülern immer wieder bestimmte Vorurteile entgegen? Wir seien überheblich, heißt es. Das ist aber gemein, denn es gibt auch bei uns so 'ne und solche. Z. B. beim Produktionstag hieß es immer, daß wir uns nicht die Finger dreckig machen wollten, und wenn wir uns beschwerten, weil wir beispielsweise in

Auf Seite 42 geht es weiter ▶



Promenade avec Marylin

„Fräulein, darf ich Sie fotografieren?"
Keine Antwort. Sie trippelt auf ihren hübschen Beinen vor mir her, ich knipse von links und von rechts. Endlich ein halbes Lächeln und ein schräger Blick, der sagt:
„Noch nicht genug?"
Der Boulevard dröhnt, ächzt und stöhnt aus tausend Motoren – in Paris ist man das gewöhnt. Vor den Cafés sitzen die Spaziergeher wie im Kino und schauen auf das vorüberziehende Bild. Auch meine Schöne steuert auf eine Caféterrasse zu. Geistesgegenwärtig frage ich:
„Trinken Sie mit mir Kaffee?"
Sie sagt nicht ja, nicht nein. Mit kaum merklichem Lächeln setzt sie

sich hin. Ich bestelle zwei Tassen Kaffee und schieße dabei Bild auf Bild. Was sie auch tut, wie sie sich auch hält, sie ist immer fotogen! Und weiß das vielleicht.

„Sie sind nicht von hier!" stelle ich zerstreut fest, in meine Arbeit vertieft. Sie sieht mich spöttisch an.

„Und Sie?"

„Natürlich nicht . . ."

Und schon fließt das Gespräch. Äthiopien ist ihre Heimat, und sie studiert in Paris. Begeistert rufe ich aus:

„Sicher besitzen Sie ein äthiopisches Nationalkostüm?"

„Natürlich!"

„Darin wollte ich Sie schrecklich gern porträtieren!"

„Bitte sehr", sagt sie kühl, „wenn Sie wollen, kommen Sie mit!"

Der letzte Schluck Kaffee geht in die Nase. Ich huste . . . und wische mir die Tränen aus dem Gesicht. Ist es möglich . . .

Ich zahle, wir gehen zu ihrem Haus. Mein Herz klopft wie schon lange nicht, die Kehle ist wie zugeschnürt. Sie biegt um die Ecke, jede Seitengasse ist tiefste Provinz! Wir gelangen durch ein Haustor in einen malerischen Hof. An einem hölzernen Gartenhäuschen hält sie an, öffnet die angelehnte Türe . . . Ein junger Mann tritt heraus, gastfreundlich lächelnd. Ich werde rot und blaß und bin doch von einer Last befreit . . .

„Das ist mein Verlobter!" sagt die Schöne. „Machen Sie sich bekannt!"

Also, der Verlobte ist ein äthiopischer Maler. Und Marylin – so heißt sie – war schon porträtiert!

FOTOS UND TEXT: MAXIE UND FRED WANDER

Und hättest mich

ICH HABE DAS POCHEN GEHÖRT

in deinem Leib;
plötzlich haben die Kinder mich gern
und sprechen mit mir.

Säuglinge locken mit ihrem Geschrei mich zum Wagen,
lächeln, wenn ich mich zu ihnen neige;
kleine Kinder klettern zutraulich zu mir empor,
schenken mir Zärtlichkeiten, die ich nicht kannte.

Plötzlich entdecke ich Schönheit
in jedem verschmierten Kindergesicht;
plötzlich versteh ich die Sprache
der Augen, der Hände, der Laute.

Seit ich das Pochen gehört habe in deinem Leib,
sprech ich für sie, die noch stumm sind,
sprech ich für sie, die das Sprechen erst lernen;
und wie die Kinder,
immer und immer ein Wort wiederholend,
sage ich:
Frieden!

HELMUT PREISSLER

DIE LIEBE

Ich hab' da an langen Tagen
über die Liebe nachgedacht.
Ich hörte so vieles sagen,
und manch einer hat gelacht.

Sie sagten, ich wäre verloren,
wenn ich an so was dächt.
Das sei nichts für meine Ohren,
das wäre furchtbar schlecht.

Und manche, die hielten nur Reden
über Sinne und Körperbau.
Doch das alles hatt' ich schon gelesen
und war nun wie vorher so schlau.

Der eine, den ich befragte,
der hat dann so häßlich gelacht,
daß ich nicht mehr zu fragen wagte,
weil er alles so schmutzig gemacht.

Und wärst du nicht gekommen
und hättest mich nicht geküßt –
ich hätt' es bis heut nicht vernommen,
was eigentlich Liebe ist.

GABRIELE BIGOTT

BEKANNTSCHAFT

Guten Tag, Kamm!
Willst du
Nicht bei mir bleiben,
daß ich immer schön bin?

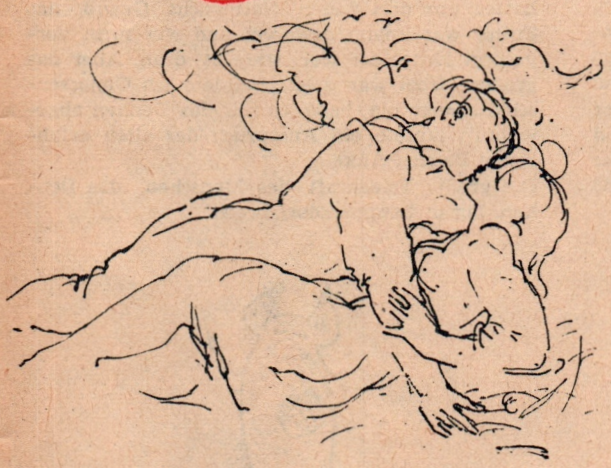
Guten Tag, Katze,
willst du
nicht bei mir bleiben?
Du bist lustig,
tanzt auf zwei Beinen.

Guten Tag, Lieber,
willst du
nicht bei mir bleiben?
Ich bin schön
und kann lachen.

SARAH KIRSCH

Zeichnungen: Gitta Kettner

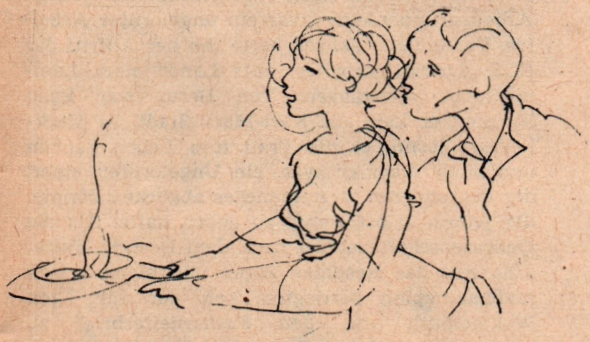
nicht gekürzt



IM LIEBEN PERSPEKTIVEN AUSZUDENKEN

und, wie man sagt, sein Herz ganz zu verschenken
ich hatte es mir so schön abgewöhnt.
Und wollt mein Herz nur ab und zu verleihen
und mich an Augenblicken freuen
und war mit meinem Schicksal ausgesöhnt.
Ein sehr vergnügtes, angenehmes Leben:
ironisch distanziert sich nichts vergeben.
Und nun auf einmal lieb ich dich.
Und würde später gern Koteletts dir braten
und Hemden bügeln und Schlipsfarben raten. –
Doch keine Angst! das ändert sich.

MICAELA LÜBKE



„Auftakt 63" heißt ein Lyrikbändchen,
das im Verlag Neues Leben erschienen ist (3,90 DM)
und eine Auswahl all der Gedichte bringt, die in den
letzten Wochen von jungen Poeten
aus unserer Republik auf Lyrikabenden vorgetragen wurden.

Wir entnahmen dem Lyrikband die Gedichte
„Ich habe das Pochen gehört",
„Im Lieben Perspektiven auszudenken",
„Sechzehn" und „Dort".

DORT

Die Birken am Hang der Vorhang,
die Au unser heimliches Haus.
Dort haben wir grün uns gebettet
in die Halme und Blumen.

Lau stach das Licht durch die Wolken,
die zogen im Junihauch.
Eine Ameise war dort die Zeit,
ich blies sie von deiner Stirn.

Du flochtest für unser Spiel
dort den Kranz. Wer ihn trug hatte Freiheit.
Wir warfen ihn lachend fort.
Und nun liegt er und welkt er dort ...

PAUL WIENS

SECHZEHN

Schritte, welch ein unnachahmlich Wiegen,
und wird Fuß doch nur vor Fuß gesetzt
über Pflastersteine, Bretterstiegen.

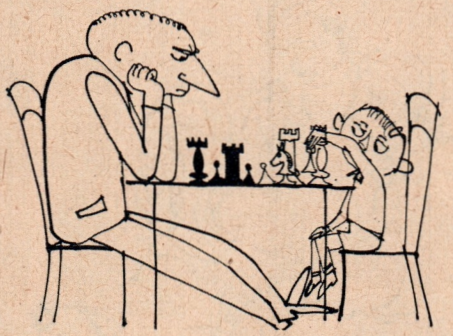
Und die Scheu, sie bebt im Schenkelbogen,
fühlt von jedem Blicke sich verletzt,
den erstaunt die Schritte nach sich zogen.

Dies Sichwehren: Nur nicht Frau sein mögen,
Züchtigung den Gliedern anzulegen,
aber überall schon Frau zu sein;
läßt sie heimlich doch in Spiegel blicken
und verwirrt am Sitz der Bluse rücken,
wähnt sie sich allein.

ERIK NEUTSCH

LEMMERSDORF. –

Der Name sagt nicht viel; vielleicht haben Sie ihn nie gehört. Auf dem Autoatlas fanden wir den Ortsnamen auch nicht und verpaßten so die gerade, befestigte Straße. Dafür kamen wir dann auf einem morastigen Feldweg mit beängstigenden Schlaglöchern an den drei Ortsteilen Kleisthöhe, Gneisenau und Hetzdorf vorbei, die mit Lemmersdorf zusammen ein Quartett bilden. Sechshundert Menschen etwa wohnen hier, einhundertzweiundsiebzig arbeiten in den beiden Genossenschaften und nennen 1400 Hektar Land ihr eigen. Früher bestand die Schule aus einer Klasse mit acht verschiedenen Jahrgängen und einem Lehrer. Heute unterrichten neun Lehrer in mehreren Räumen, eine moderne Schule wird im nächsten Jahr gebaut.



Mit den klugen kleinen Schachspielern von Lemmersdorf, die nach Schüler-Kreisausscheiden manche Siegestrophäe heimführten, konnten es die Großen allerdings noch nicht aufnehmen. Sie hatten die Stärke ihrer „Bauern“ lange verkannt.

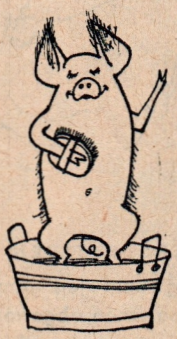
Vor knapp einem Jahr besuchte der Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht die Genossenschaftsbauern der LPG „Theodor Körner“ in Lemmersdorf. Die Einwohner hatten das staunend vernommen, und es gab viele Zweifler unter ihnen, ob das wohl etwas würde. Denn mit Lemmersdorf, das wußte jeder, war vorläufig kein Staat zu machen. Die größte LPG im Kreis Strasburg war zugleich die schwächste. „Wir können Sie heute nicht mit großen Produktionserfolgen empfangen. Gegenüber dem Staatsplan haben wir in fast allen Positionen Rückstände“, hatte der junge frischgebackene LPG-Vorsitzende Helmuth Schwarz dem Genossen Ulbricht betrübt berichtet.

Walter Ulbricht besah sich die Felder. Der Mais stand schlecht. Er fragte die Bauern nach ihrer Meinung dazu. Er hörte auch die Traktoristen an und machte den Frauen aus der Feldbaubrigade Mut, sich durchzusetzen. „Er sprach mit mir so wie einer von uns, das kannte ich früher nicht von einem Staatsmann“, sagt Paul Lokat, „wir haben uns noch oft darüber unterhalten.“

Der Reichtum einer LPG hängt vor allem von ihren „Floras“ und „Jolanthes“ ab. In Lemmersdorf waren die Ställe verschmutzt, die Ferkel starben schneller als der Nachwuchs da war. Unlust und Gleichgültigkeit grinsten noch aus allen Ecken.

„Wir waren alle bewegt und freuten uns über den Besuch von Walter Ulbricht, aber wir haben uns auch mächtig geschämt“, erzählt Egon Wohlgemuth, ein junger Schweinemeister. Im Sauenstall, in dem es nicht mal einen festen Gang gab, hatten nur drei Sauen Nachwuchs. Gewiß, das Futter war knapp gewesen, und wer nicht vorgesorgt hatte, der war schlecht dran. Aber das größere Übel war dies: „Seitdem ich Genossenschaftsbauer bin, habe ich mir das Denken abgewöhnt“, lautete ein Ausspruch des alten erfahrenen Bauern Anke.

Die größte Triebkraft des Menschen, das Denken, lag in Lemmersdorf brach.

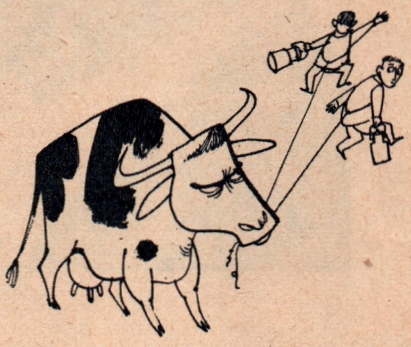


Helmuth Schwarz, ein junger Diplomlandwirt, war schon vor dem Besuch Walter Ulbrichts von seiner Parteiorganisation in diese rückständige LPG delegiert worden. Bis die neue Wohnung fertig ist, wohnen seine Frau und Kinder noch in Berlin. Mit Schwung und Sachkenntnis ging der neugewählte Vorsitzende an die Arbeit.

Auch in den Schweineställen waren die Genossen dabei, rigoros Schluß zu machen mit der Schlamperei. Aber Egon Wohlgemuth, der jetzige Arbeitsgruppenleiter, war ein ungelernter Arbeiter. Vor einigen Jahren hatte ihn der Aufruf der FDJ „Industriearbeiter aufs Land“ nach Lemmersdorf verschlagen. Von Beruf war Egon Stricker, er kam aus Karl-Marx-Stadt. In Mecklenburg lernte er die Frau fürs Leben kennen und blieb. Aber er war ein Ungelernter, einer, der den anderen zwar manches abgucken konnte, der jedoch selbst wenig zu geben hatte. Als die Genossenschaftsbauern nach dem Besuch Walter Ulbrichts das Resümee zogen und einen ersten Maßnahmeplan festlegten, sah der für Egon Wohlgemuth vor, den Facharbeiterbrief zu machen. Einmal im Rennen nahm Egon auch gleich die zweite und dritte Hürde und besuchte während der Herbst- und Wintermonate den Schweine- und Rinderzüchterlehrgang in Woldegk. Im vorigen Monat machte er seinen Abschluß als Meister. Sämtliche theoretischen Fächer schloß Egon Wohlgemuth mit der Note „sehr gut“ ab.

Vignetten: Betcke

Lemmersdorf nach einem Jahr



Ganz sicher würde ihm heute Genosse Ulbricht auch im Fach Praxis ein „sehr gut“ zugestehen. In den Ställen blitzt es vor Sauberkeit. Man könnte mit Stilettoabsätzen von Buchte zu Buchte gehen. 140 Sauen ist der Bestand und viele Ferkel. 256 „Marzipanferkel“ wurden bis April bereits abgesetzt. Der Holzhausener Wettbewerb, dessen Grundlage die richtige Anwendung der materiellen Interessiertheit ist, der den Wettbewerb von Mann zu Mann und die Bildung von Spezialistengruppen zur wissenschaftlichen Leitung der LPG einschließt, ist auch in Lemmersdorf Grundlage der Arbeit geworden. Längst wird dort nicht mehr befohlen und angeordnet, sondern man hört jeden an, prüft jeden Vorschlag. Und das Wichtigste: Jedes Genossenschaftsmitglied hat seinen Plan.

In der Viehwirtschaft wird nach dem Endprodukt bezahlt. Egon Wohlgemuth wird also nur dann Geburtshelfer von Sechs- und Achtlingen sein (und damit gut verdienen), wenn sein Stallnachbar ihm gesunde, kräftige Tiere liefert. So greift ein Rädchen ins andere. Zum ersten Mal seit Bestehen der LPG wurde der Betriebsplan bis Ende April in Milch mit 173 Dezitonnen und in der Schweinemast mit 52 Doppelzentnern übererfüllt.

Gewiß, in seiner Eigenschaft als Staatsratsvorsitzender hat Walter Ulbricht manche bürokratischen Hemmnisse aus dem Wege geräumt, die eigentlich Sache des Kreis- oder Bezirksrats gewesen wären. Aber als Arbeiterfunktionär hat er vor allem den Genossenschaftsbauern verständlich gemacht, daß es auf jeden von ihnen ankommt, auf die Weisheit der Alten, den Elan der Jungen, die Klugheit der Frauen.

Die Lemmersdorfer haben sich die kritischen Worte Walter Ulbrichts zu Herzen genommen und zeigen, daß in ihnen das Zeug steckt, ihre LPG zu einer der besten des Kreises zu entwikkeln. Sie haben viele Pläne. Da sollen bis 1964 sechsundfünfzig neue Zwei- und Zweieinhalbzimmerwohnungen entstehen, Spezialisten werden ausgebildet, bodenverbessernde Maßnahmen eingeleitet, Herdbuchvieh soll herangezogen werden. Die Schüler wollen eine Arbeitsgemeinschaft Schweinezucht bilden.

Aber glaube nun keiner, den Lemmersdorfern flögen die gebratenen Tauben nur so in den Mund. Da haben die Schildbürger von ??? schon wieder einen neuen Streich erdacht. Das ist er: Die LPG möchte gern Lehrbetrieb für Schüler der 8. und 10. Klassen werden, erhält jedoch keine Genehmigung dazu (obwohl es an Ausbildern nicht mangelt). Bisher schicken sie ihre Jugendlichen — in diesem konkreten Fall zwei Jungen — zum Volkseigenen Gut Leppin, damit sie dort den Beruf eines Melkers erlernen. Die zwei Jahre sind im August herum. Kurz und lakonisch teilte man der Leitung jetzt mit, daß mit Absprache der beiden Jungen diese noch ein Jahr auf dem Gut verbleiben. — Weder die Abteilung Arbeit beim Rat des Kreises noch die Kreisleitung der SED noch der Kreistag gaben den Genossen auf deren Protest eine klare Antwort. Welche LPG kann es sich aber leisten, auf Fachkräfte zu verzichten, die ihr rechtens zustehen? In Lemmersdorf jedenfalls wartet man auf die Melker dringend! Und auf die Jugend! Die Genossenschaft braucht junges Blut. Für sie sind solche Realitäten, wie wir sie am nächsten Tag in der Oberschule Krien, im Kreis Anklam, erlebten, wo von 17 Abgängern der 10. Klasse 14 einen landwirtschaftlichen Beruf erlernen, noch Wunschträume. —

Zwei, die gewollt haben, läßt man nicht wieder zurück, den Lehrbetrieb verweigert man ihnen — muß da erst wieder Walter Ulbricht hinkommen und helfen?

Er hat doch bei seinem Besuch manchem Funktionär, der noch nach altem Zopf leitet, eine deutliche Lektion über sozialistische Demokratie erteilt. Er meinte nämlich auch, daß man einer zurückgebliebenen LPG h e l f e n und ihr nicht Steine in den Weg legen sollte!! —

Als ich den Lemmersdorfern auf Wiedersehen sagte, erzählten sie mir noch, daß sie Walter Ulbricht zu seinem 70. Geburtstag einen Brief schreiben wollen. Zu den Glückwünschen werden sie ihre ersten Erfolge als Geschenke packen; solche, die im Verhältnis zu anderen wohlhabenden Genossenschaften noch klein und bescheiden anmuten, die aber schon den Keim des Wohlstands in sich tragen.

I. Karl

Meine erste Bekanntschaft

mit Walter Ulbricht machte ich 1951 als Rektor der Humboldt-Universität. Es ging damals in der Beratung um unsere studentische Jugend, ihr Verhältnis zu den Professoren und um die Rolle der Freien Deutschen Jugend an der Universität. Unser heutiger Staatsratsvorsitzender war in dieser Zusammenkunft ein guter Fürsprecher der Jugend, aber zugleich ein beredter Anwalt jener Professoren, die sich nicht leicht in die neue Zeit und ihre Aufgaben finden konnten. Er ermahnte die Jugend zur Achtung vor den Erfahrungen und dem Können der älteren Wissenschaftler und spornte sie an, ein hohes Fachwissen zu erwerben und zugleich politische Verantwortung zu übernehmen.

Auch in der Friedensbewegung, in der ich seit vielen Jahren als Präsident in der DDR und Mitglied des Präsidiums des Weltfriedensrates tätig bin, hat mich der Staatsratsvorsitzende öfter in meiner Tätigkeit ermutigt und der Friedensbewegung wertvolle Hinweise gegeben. Besonders gut ist mir ein Gespräch in Erinnerung, das er mit dem Präsidenten des Weltfriedensrates, Profes-

Notizen

Anfang 1961 weilte Walter Ulbricht in Klingenthal, um sich über die Arbeit der Volksvertretungen und örtlichen Staatsorgane zu informieren. Ein umfangreiches Programm hatte der Staatsratsvorsitzende zu bewältigen: Unterhaltungen mit den Arbeiterinnen und Arbeitern der Harmonikafabrik, Aussprachen mit den Stadtverordneten, mit Sportlern, Trainern und Jugendlichen. Um alles schaffen zu können, richtete Genosse Ulbricht seinen Arbeitsplan so ein, daß auch Zeit zur Entspannung blieb.

An einem Nachmittag, nach dem Besuch in der Harmonikafabrik, lädt Walter Ulbricht den Ersten Sekretär der Bezirksleitung der SED und den Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Karl-Marx-Stadt zu einer Skiwanderung ein. Die kleine Gruppe zieht los und ist guter Dinge. Man bewundert die herrliche Winterlandschaft, trifft Urlauber, wechselt mit ihnen ein paar Worte, erkundigt sich, wie es so geht, freut sich, kurz: richtige Erholung. Der Erste Sekretär der Bezirksleitung und der Vorsitzende des Rates des Bezirkes geben sich nebenbei zu verstehen, daß sie eigentlich zum ersten Mal Zeit für so einen Ausflug finden. Genosse Ulbricht hört das Gespräch, und mit freundlicher Ironie kommentiert er: „Man wird weniger Sitzungen für die Arbeit brauchen, wenn man seine Zeit auch für die aktive Erholung nutzt. Das dient doch der Arbeit, man kann mehr leisten. Auch bei solchen Gelegenheiten trifft man Leute und kann sich mit ihnen unterhalten!"

Und als die beiden Genossen dazu nichts sagen, fährt er fort: „Da muß erst jemand aus Berlin kommen und mit euch durch eure schöne Umgebung wandern."

Glückwünsche

Im Namen aller Leser des Jugendmagazins gratulieren wir unserem Genossen Walter Ulbricht zu seinem 70. Geburtstag am 30. Juni

sor Bernal, führte und an dem ich teilnehmen konnte.

In diesem Gespräch wies Walter Ulbricht auf die große Bedeutung hin, die die Aktionen der Kriegsgegner und die Tätigkeit des Weltfriedensrates für die Sicherung des Friedens haben. Politiker und Staatsmänner allein, sagte Walter Ulbricht, sind nicht stark genug, den Frieden zu erhalten. Es kommt vor allem auf die Völker, auf die Millionen an, die in Frieden leben wollen.

Ich schließe mich gern dem großen Kreis der Gratulanten an, die unseren Staatsratsvorsitzenden zu seinem 70. Geburtstag beglückwünschen und ihm für alles danken, was er für uns, für die Erhaltung des Friedens und die Entwicklung eines sozialistischen Staatswesens geleistet hat.

Prof. Dr. Dr. Walter Friedrich

Es war im Sommer 1959

Genosse Ulbricht hatte den Wunsch geäußert, an einem „Treffpunkt Olympia" in Berlin teilzunehmen. Dann war es soweit. Der 4. Juni 1959 sollte zu einem historischen Tag im Leben des Sports nicht nur der Hauptstadt, sondern der ganzen Republik werden.

Wir hatten Lampenfieber. Würde auch alles klappen, würden Jugendliche kommen, würde die Organisation des Treffpunktes in Ordnung sein? Da noch Zeit bis zur Ankunft war, begannen wir bereits mit dem Volleyballspiel.

Wir waren noch mitten im Volleyballspiel, da war Genosse Ulbricht bereits im Ludwig-Jahn-Sportpark an der Cantianstraße. In seiner Begleitung befanden sich die Mitglieder und Kandidaten des Politbüros Erich Honecker, Alfred Neumann und Paul Verner. Auch die Genossin Lotte Ulbricht war mitgekommen.

Bei der Leichtathletik wurde die erste Station gemacht. Genosse „Ali" Neumann legte beim Kugelstoßen über 11 m vor. Da hielten wir uns alle ganz bescheiden im Hintergrund. Jetzt mußten die Aktiven des Sportclubs in den Ring. Die Volkssportler hatten hier nichts zu bestellen. Aber bald sollten wir auch erfahren, daß es im Politbüro des Zentralkomitees nicht nur e i n e n Sportler gibt. Denn am Volleyball-Feld vereinigten sich die Genossen in einer Mannschaft. An Jahren zählten sie gut doppelt soviel wie ihre Gegner. Aber dieses Verhältnis hielten sie auch in Punkten des Spiels. Als dann nach fröhlichem erfolgreichem Sport am späten Abend noch eine

---

Als am nächsten Tag die Beratung mit den Stadtverordneten beendet ist, nutzen Walter Ulbricht und seine Frau ein paar freie Stunden wieder zum Skilaufen. Auf dem Weg zum Abfahrtshang bleibt Genosse Ulbricht vor einem einzelnen Haus am Waldrand stehen. Es fällt mit seinem bunten Anstrich auf. Davor steht eine Futterkrippe. Plötzlich öffnet sich knarrend die Tür und ein älterer Mann, mit riesigen Filzpantinen an den Füßen, kommt aufgeregt heraus. Walter Ulbricht begrüßt ihn und lobt das schön gepflegte Haus. Der Hausherr weiß weiter nichts zu sagen als: „Guten Tag, Herr Staatsrat!"

In den nächsten Stunden nennen die Walter Ulbricht begleitenden Genossen ihn nur noch „Herr Staatsrat".

Oben auf dem Hang will Walter Ulbricht eine Dreiviertelstunde intensives Abfahrttraining machen. Er sei nicht mehr der Jüngste und habe in diesem Winter noch nicht auf den Brettern gestanden, meint er. Eine größere Abfahrt könne er erst dann unternehmen, wenn er Stemmbogen, Schneepflug und andere „Kniffe" wieder sicher beherrsche. Er fährt 20- bis 25mal kurze Strecken und übt die Bogen. Lotte Ulbricht trainiert mit, und als sie im Schnee landet, erntet sie einen vorwurfsvollen Blick ihres Mannes. Es passiert ihr nochmals, und da gibt's Kritik: „Warum machst du es nicht so, wie du es gelernt hast. Wärst du jetzt schneller gefahren, hättest du den Arm brechen können. Die Armbewegung mußt du beachten." Genossin Ulbricht nimmt „Haltung" an: „Jawohl, Herr Staatsrat!" Mit herzlichem Gelächter quittieren die Umstehenden den Wortwechsel. Walter Ulbricht muß selber lachen, fährt wieder los, und seine Frau sagt mit entschul-

Fotos: Hänel, Billhardt

Beim III. Deutschen Turn- und Sportfest in Leipzig

Aussprache stattfand, da war eine neue Losung für den Volkssport mitten aus dem sportlichen Leben geboren. Genosse Ulbricht rief der Jugend zu: Jeder Mann an jedem Ort einmal in der Woche Sport!

Die Tatsache, daß diese Losung eine der populärsten wurde, hat ihre Ursache nicht zuletzt darin, daß hinter ihr das sportliche Vorbild des Genossen Walter Ulbricht und des ganzen Politbüros steht. Begeistert, aber auch sehr nachdenklich gingen wir an diesem Abend vom Sportplatz ... *Hans Modrow, 1. Kreissekretär der SED in Berlin-Köpenick*

Schon zweimal hatte ich das Glück,

mit unserem Staatsratsvorsitzenden, Genossen Walter Ulbricht, zusammenzutreffen. Die Begegnungen werden mir immer ein großes Erlebnis bleiben. Nicht nur deshalb, weil ich beide Male auf Grund meiner sportlichen Erfolge eine hohe staatliche Auszeichnung aus den Händen unseres Genossen Walter Ulbricht empfangen konnte, sondern weil das Zusammentreffen aus mehr als nur einem Händedruck bestand. Trotz seiner knapp bemessenen Zeit ließ es sich Walter Ulbricht nicht nehmen, alle Sportler und Funktionäre nach der feierlichen Auszeichnung zu einem kleinen Bankett einzuladen, das jedesmal mit einem zwanglosen, herzlichen Gespräch verbunden war. Mit freundlichen Worten forderte uns Genosse Ulbricht auf, von unserem Training, unseren Trainingsmethoden und unseren Schwierigkeiten in bezug auf die Trainingsbedingungen zu erzählen. Jeder von uns gab einen kleinen Bericht und schüttete sein Herz aus, wenn die Trainingsbedingungen noch nicht den Erfordernissen entsprachen. Walter Ulbricht war nicht nur ein aufmerksamer Zuhörer, sondern er gab auch Ratschläge, wie wir dieses und jenes verbessern könnten. Der lang ersehnte Aufbau einer „Springerschule mit 10-Meter-Turm" in Dresden ist ein kleines Beispiel dafür. Das ist nicht zuletzt das Verdienst unseres Genossen Ulbricht.

Ingrid Krämer, Verdienter Meister des Sports

---

digendem Ausdruck: „Er hat recht, das erklärt er mir dauernd. Den Fehler mache ich immer wieder." Es wird weitergeübt. Kurz darauf setzt sich Walter Ulbricht bei einer Kurve in den Schnee, und seine Frau ruft ihm zu: „Sieh'ste Herr Staatsrat, dir geht's auch so. – Und dann noch auf deiner Schokoladenseite."

Auf Walter Ulbrichts Klingenthaler Programm stand auch der Besuch einer Veranstaltung auf der großen Kombinationssprungschanze Mühlleiten. Walter Ulbricht, seine Frau und zwei Sportfunktionäre fahren im Pferdeschlitten hin. Vorn sitzen zwei Kutscher, traditionell mit zotteligen Pelzen und dicken Mützen bekleidet. Noch nicht lange ziehen die Pferde den Schlitten durch den Wald, da läßt Walter Ulbricht anhalten. Er bittet alle auszusteigen und auch die Kutscher vom Bock herunterzukommen. Dann holt er eine Flasche sowjetischen Kognak aus dem Schlitten und reicht sie mit den Worten herum: „Es war doch früher schon so, beim alten Grafen. Wenn der seine Laune hatte, gab er zu Beginn einer Schlittenfahrt erst mal einen Schluck. Stimmt's, das ist doch ‚Tradition'?" Die Kutscher staunen, gucken sich schmunzelnd an, und einer sagt: „Daß Sie das alles so wissen, wie das früher war." Als sie wieder einsteigen, gibt Walter Ulbricht den Pferdelenkern die Flasche und mahnt freundschaftlich: „Nehmen Sie den Rest mit nach vorn, aber trinken Sie die Flasche erst nach dem Wettbewerb aus, wenn Sie uns gut, ohne im Schnee gelandet zu sein, nach Hause gefahren haben!" „Hü!" brüllt der eine Kutscher, und der andere ruft ihm zu: „Damit hatten wir nicht gerechnet!"

R. St.

vergessen?

Heinz Kruschel

Als sich in das Rumpeln der Wellen ein helleres Geräusch mischte, sah Walter zur Uhr. Zwanzig Minuten bis acht. Auf dem holprigen Wege, einige hundert Meter von ihm entfernt, näherte sich eine Fahrzeugkolonne: Kübelwagen, Frontlenker und eine Reihe großer G5-Wagen, in denen die Kanoniere saßen. Bald würde auch er unter ihnen sein.

Die Kolonne fuhr langsam und schlängelte sich um die Schlaglöcher herum. Walter trat einige Schritte zur Seite, um besser gesehen werden zu können. Sein Magen knurrte. Vor sechs Stunden hatte er das letzte gegessen. Als die Kolonne auf gleicher Höhe mit seinem Standort war, hob Walter die linke Hand. Unbewußt, aus Freude vielleicht, endlich, nach halbtägiger Einsamkeit, wieder unter Menschen zu sein, unter Freunden. Dabei wußte er, daß man ihn auf diese Entfernung in dem Graulicht des Abends nicht sehen konnte.

Dann geschah etwas, was der Kanonier Walter Sixtus, zwanzig Jahre alt, nicht erwartet hatte. Fahrzeug auf Fahrzeug rollte weiter, der letzte Mannschaftswagen rutschte hinter der Kieferngruppe in die ausgefahrene Kurve. Das Motorengeräusch entfernte sich, und nur noch die Wellen schlugen wie vordem gegen den schrägen Deich, regelmäßig, ruhelos.

Walter war wieder allein. Hatten sie ihn hier draußen vergessen? „Sie bleiben, bis wir mit dem Einrichten der Geschütze fertig sind", hatte Hauptmann Wöhlert gesagt, „das wird gegen achtzehn Uhr sein." Der Offizier war pedantisch gründlich, er kontrollierte die Ausführung des geringsten Befehls.

Es wird noch ein Wagen kommen, dachte Walter, also warten, wozu lamentieren? Den Posten am Munitionsstapel konnte man nicht vergessen abzulösen. Wenn ich nur den Gedanken an das Abendessen verscheuchen könnte. Schmalz und Käse, Wurst und Landbrot. Das Wasser sammelte sich im Munde. Ablenken, befahl sich Walter und stellte sich, wie immer in solchen Situationen, Aufgaben, die seine Gedanken in eine andere Richtung zwangen. Wenn er den Posten verlassen könnte und deichwärts den Hang hinaufgehen würde, läge die See vor ihm, die Welle auf Welle gegen das Ufer schickt. Auch bei Windstille. Warum geschieht das?

Er versuchte sich zu erinnern. Einmal, in der letzten Klasse, hatte der Physiklehrer davon gesprochen und ein langes Seil flach ausgezogen auf den Boden gelegt, um das eine Ende in gleichmäßigem Rhythmus zu bewegen. Auf und ab.

„Jedes Stück der Leine führt eine Bewegung aus", hatte der alte Lehrer gesagt, „und kehrt dann an den Ausgangspunkt zurück. Die Bewegung aber wird sofort vom Nachbarteilchen übernommen. Die Welle läuft so am Seil entlang, ohne daß sich dieses von der Stelle bewegt. So ist es mit der Wellenlehre. Werft einen Stein

in den Teich! Vom Auf- und Abschwingen wird die ganze Oberfläche ergriffen."

Walter konnte sich an manches erinnern, was der Lehrer noch gesagt hatte: daß Hindernisse Wellen erzeugen können und enge Durchlässe, die die angekommene Welle sofort reflektieren und wieder neue erzeugen – uraltes Spiel der Kräfte, erklärbar und romantisch zugleich.

Es ging auf zweiundzwanzig Uhr. In großer Höhe brummte ein Flugzeug in südöstlicher Richtung. Walter konnte weder die Positionslichter ausmachen noch am Geräusch die Maschine erkennen. Es mußte eine ausländische sein.

Der Wind wehte frisch. Der Soldat zerrte die Kapuze des Kampfanzugs über den Helm, schnürte sie zu und begann wieder seine Wanderung. Fünfundzwanzig Schritte, der Sand war festgetreten und knirschte nicht. Am Himmel flirrte das Siebengestirn, Sterne über dem Wasser, Licht aus Vergangenheiten. Vor acht Jahren ist das Licht vom Sirius weggelaufen, vielleicht ist das kalte Leuchten des Sternhaufens über der Bucht seit der Zeit der Höhlenmalerei unterwegs ...

Sterne und Wasser. Vor einem Jahr, kurz bevor Walter zur Armee gegangen war, hatte er mit Brigitte Rudatz seinen Urlaub auf Hiddensee verbracht, im Juli. Unter Sternen waren sie durch flaches, warmes Wasser gegangen, nur die See um sie her. Er hatte den Arm um ihre schmalen Schultern gelegt und ihr zugehört, als sie an seinem Ohr mittelhochdeutsche Verse zitiert hatte. Es war ihm peinlich gewesen, er liebte die Sentimentalität nicht, wie man sie in kitschigen Filmszenen sehen konnte: Sommernacht und Ufer, Liebespaar, Sterne, ein ferner Chor, eine gängige Melodie, die den ersten Kuß untermalt. Beim zweiten wird dann ausgeblendet, um nur noch Himmel und Wellen zu zeigen. Den Rest sollte man sich denken.

Aber er hatte das Mädchen nicht beleidigen wollen und zugehört. „... ich bin din, du bist min." Sie war ein nettes Mädchen, nicht sehr hübsch, aber gescheit und freundlich, nach seinem Geschmack zu unsportlich. Ihr Vater war ein alter Freund der Familie. Die Kinder kannten sich von klein an, es schien selbstverständlich zu sein, daß sie zusammengehörten. Diese Kombination war ihm auch seltsam, aber die Älteren machen oft einen Kult um alte Freundschaften und Traditionen. Wie war das dann gewesen, damals, auf Hiddensee? Er hatte sie geküßt. „... des sollt du gewiz sin. Du bist beslozzen in minem herzen, verlorn ist das slüzzelin ..."

Es war angenehm gewesen, aber er hatte nichts empfunden dabei, vielleicht eine Spur Scham, daß er ihr etwas vorspielte wie ein schlechter Komödiant, der bei jeder Gelegenheit eine Probe seines Könnens geben mußte. Aber Brigitte? Hatte sie das gespürt? „... du must immer drinne sin ..." Ein klingendes Gedicht, zu romantisch und unpassend für unsre Zeit und diese Welt, hatte er gedacht. Und wortlos waren sie ins Heim zurückgegangen, am nächsten Morgen hatte keiner von dem Spaziergang gesprochen, und es war seitdem etwas Fremdes zwischen sie getreten. Sie bemühten sich, es die Eltern nicht merken zu lassen.

Heute aber dachte er an sie und versuchte, sich diese Brigitte Rudatz vorzustellen, auf der Schulbank, den schmalen Kopf geneigt, eine alte Gewohnheit von ihr ...

Oder: Sie dachte an ihn um diese Zeit, zufällig. Vielleicht sah sie in diesem Moment die gleichen Sterne. Oder schlief sich in einen traurigen Traum. Es war seltsam, aber er konnte sich nur vorstellen, daß Brigitte traurig träumen konnte.

Walter Sixtus schob die Maschinenpistole auf den Rücken. Feiner Sand knirschte zwischen seinen Zähnen. Was würde ich jetzt tun, dachte er, wurde wieder an das Essen erinnert und suchte systematisch die Taschen seiner Kampfkombination ab. In einer fand er ein zusammengerolltes Stück Papier mit zwei eingewickelten sauren Drops. Er schob einen in den Mund und wickelte den andern bedächtig ein.

Was würde ich tun, als Zivilist? Lesen, das tue

Zeichnungen: G. Rappus

ich abends gern, Leonhard Frank oder Strittmatter oder einen Schreyer. Vielleicht würde ich zeichnen. Alte Türme neben einem sachlichen Neubau. Einen schwungvollen Brückenbogen. Das Spiel der spinndünnen Kräne über den Dächern. Zeichnen ist schön, es bindet die Gedanken nicht fest. Dabei habe ich immer Mathe gepaukt, Zungensalatsätze. („Er entspricht dem Tangenswert des Winkels, den die durch die Kurvenpunkte verlaufende Sekante mit der positiven Richtung der x-Achse bildet . . .")

Vielleicht aber würde ich schon schlafen, wenn am nächsten Tag ein Wettkampf wäre und ich wieder die Fünftausend laufen müßte, meine Spezialstrecke seit der Schule schon.

Und Walter dachte unwillig an den letzten Wettkampf, bei dem er – zur Enttäuschung der Kollegen aus seinem Betrieb – vorzeitig aufgegeben hatte. Runde um Runde hatte er in Führung gelegen, in der vorletzten begann es, sehr verhalten zwar, aber immerhin so, daß es unangenehm war, ihn in der Konzentration behinderte, so daß drei Läufer an ihm vorbeigehen konnten. Geärgert hatte ihn das, nach hundert Metern war er

auf den Rasen gelaufen und hatte sich kraftlos ins Gras fallen lassen. Hätte er nicht durchhalten können? Schon. Aber er wäre unter den letzten gewesen, unter den überrundeten Läufern. Dann schied er lieber aus und resignierte, unzufrieden mit sich und der Umwelt.

So war er. Er kannte sich. Immer teilte er Zeit und Kraft genau ein. Verrechnete er sich dabei, so wurde er wütend auf sich und ungerecht gegen andere.

Er wußte, woran es damals bei diesem Lauf gelegen hatte: Morgens kaum etwas gegessen, zwei Kekse, mehr nicht. Wie ein Dilettant hatte er sich benommen.

Manche sagten: „Er hat wieder seine Launen!" Aber es gibt eben Dinge, die man nicht ändern kann; in solchen Fällen sieht er nicht links und rechts.

Mitternacht. Vom Festland her das dünne Bimmeln einer Glocke. Nun stand er zwölf Stunden hier. Ohne Ablösung. Ohne Essen. Es mußte doch in der Kaserne aufgefallen sein, daß er noch draußen war. Oder gehörte das auch zu einer Regimentsübung? Soll er bis zum Morgen bleiben?

Ihn fröstelte. Er trabte einige Runden, ging in die Knie, federte wieder hoch. Er steckte den zweiten Drops in den Mund, aber sofort meldete sich der Magen, und er spie aus.

Singen, befahl er sich. Das konnte er nie richtig, er begann halblaut: „Öwer de stillen Straten geiht klar de Klockenslag. God nacht, din Hart will slapen, un morgen ist ok en Dag."

Plötzlich brach er ab, sich der lächerlichen Lage bewußt werdend. Ein Posten, der singt, das ist fatal. Er ging wieder seine Bahn, stampfte die Stiefel auf und wollte an nichts mehr denken. Ein schlappes Gefühl machte sich in seinen Gliedern breit, in den Kniekehlen schmerzte es. Nur einen Augenblick, dachte er und kauerte sich nieder. Schlafen müßte man können, schlafen, eine Stunde oder auch zwei. Aber wo? In dem Gestrüpp von trockenem Strandhafer, Krähenbeere und Weißdorn, das sie hier angepflanzt hatten, um die Dünen zum Stehen zu bringen?

Walter sprang auf. Ich bin kein Waschlappen, dachte er, was ist nur los mit mir, erst singe ich wie ein Schuljunge, der Angst vor der Dunkelheit hat, dann will ich schlafen, verdammt. Hier liegt Munition, ich muß es schaffen.

Und er nahm sich vor, die Zeit genau aufzugliedern, nach der Uhr. Bis kurz nach eins wollte er an den Betrieb denken, dann an die Eltern, und um drei an das Studium, das er aufnehmen würde nach der Entlassung. Dann müßte es hell werden. Da aber fiel ihm mit Gewißheit ein: Ich rechne schon nicht mehr damit, daß sie mich ablösen kommen. Was war nur geschehen? Wenn sie doch wenigstens einen Doppelposten hergestellt hätten. War das nicht überhaupt Vorschrift? Das wird eine traurige Nacht, ich werde an sie denken, dachte Walter, wie ein einziges schwarzes Auge glotzt sie einen von allen Seiten an, die Sternpupille kalt und unnahbar darüber, und das rollende Geräusch hinter dem Deich, eintönig wie das Surren eines Zahnarztbohrers, der sich beharrlich zum Nerv vorkämpft.

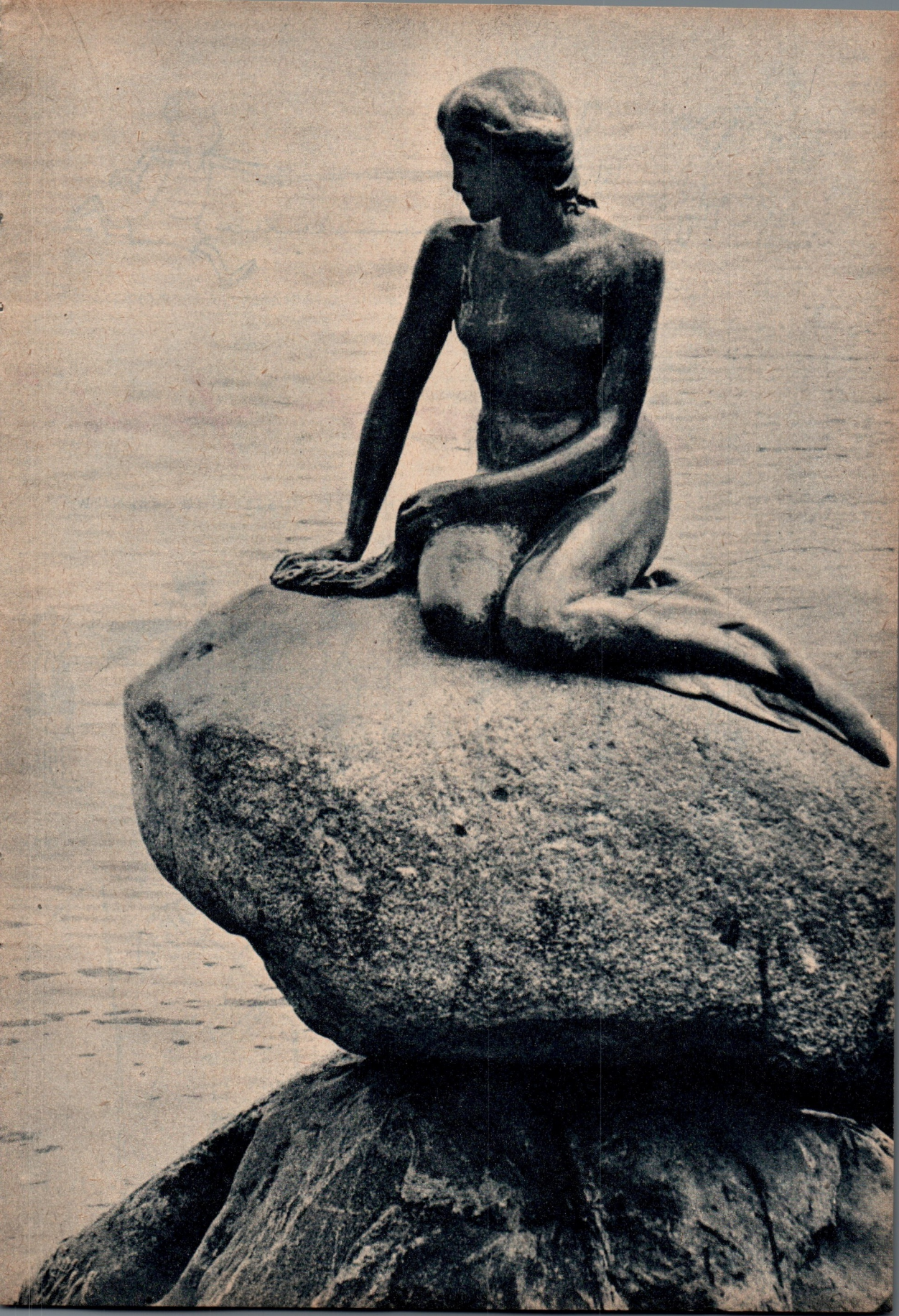
Und erst morgens um sieben würden die nächsten Fahrzeuge zum Schießplatz rollen. Frühestens. Dann aber hätte er eine zwanzigstündige Wache in den Beinen.

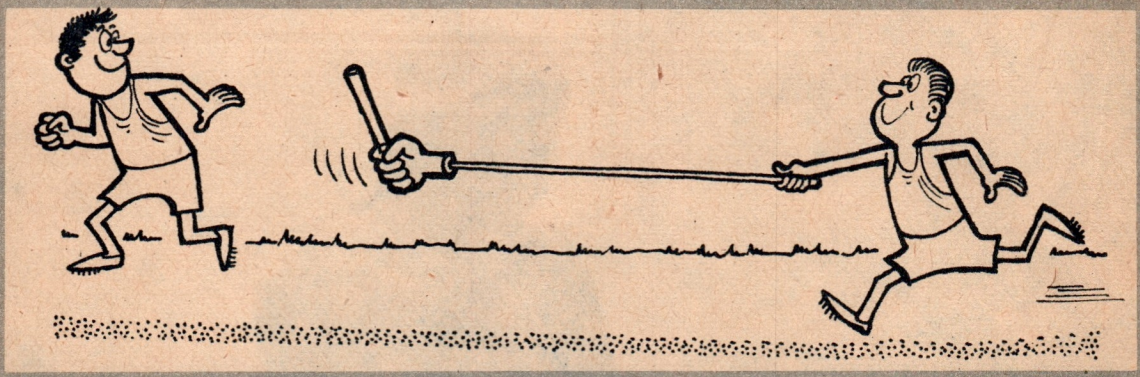
Nein. Das war nicht einzusehen. Wie aber ändern? Hätte er eine Möglichkeit dazu? Sollte er schießen? Das würde einen Alarm auslösen, kam nicht in Betracht.

Dann dachte Walter an das kleine Steinhäuschen an der Zufahrtstraße zum Schießplatz, tausend Meter von hier entfernt. In ihm saß ein Posten, der telefonische Verbindung zur Kaserne hatte. Ein Anruf nur. In zwei Stunden essen und aufs Stroh. Schlafen ohne Traum.

Trotz schwerer Stiefel und Maschinenpistole könnte er den Weg zum Steinhaus in wenigen

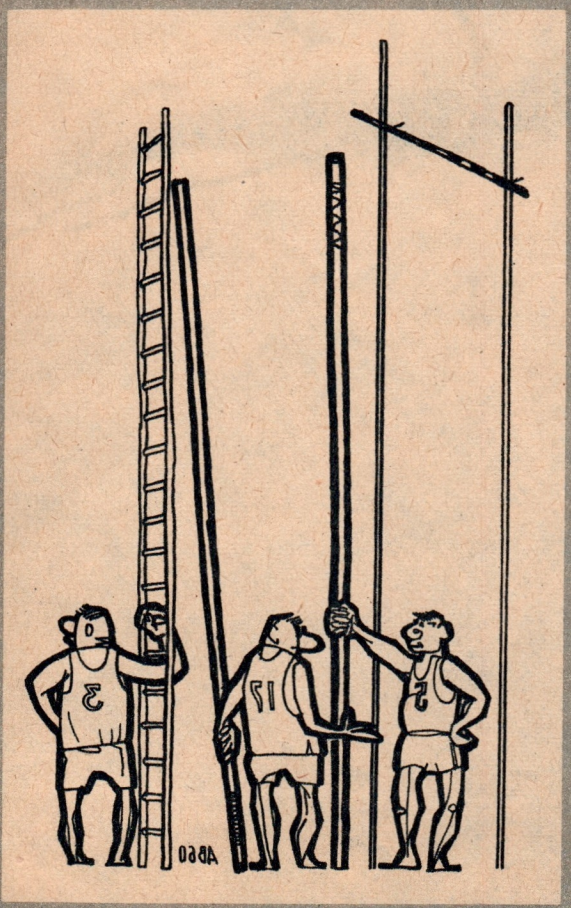
Fortsetzung Seite 36

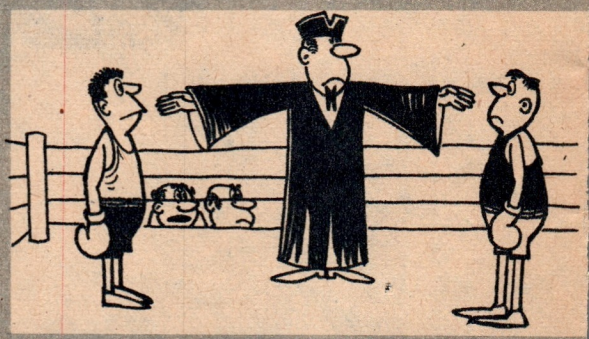




„Sport frei"

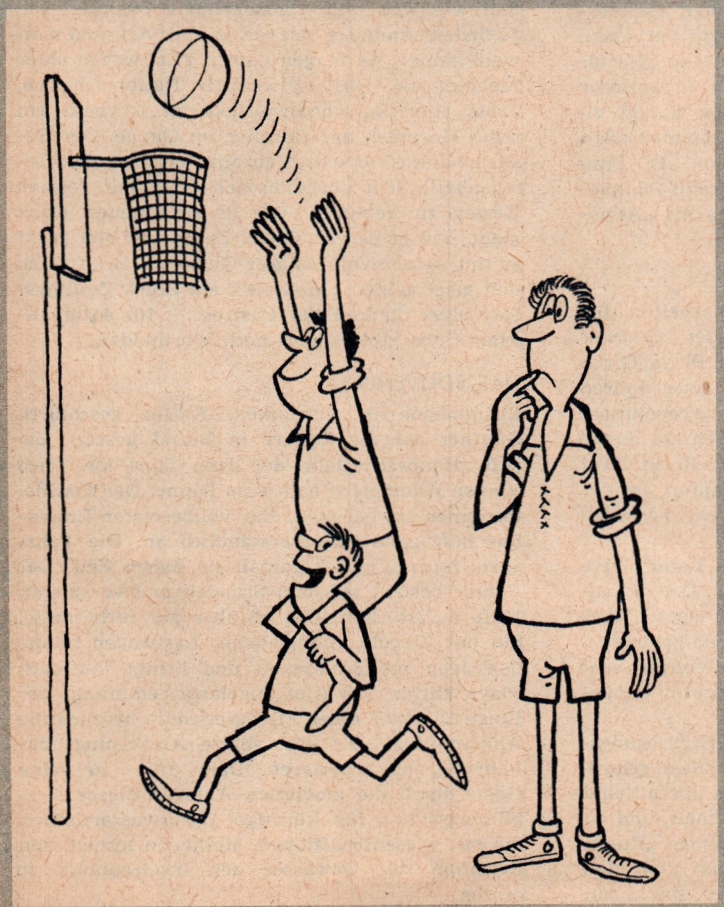
FÜR UNSERE ZEICHNER SCHUBERT, HUSSEL UND ARSENJEW





„Ich glaube, wir hätten uns doch etwas mehr mit unserem neuen Ringrichter beschäftigen müssen"

„Da gibt es nicht viel zu erzählen.
Eines Tages wurde dann der Glasfiberstab erfunden"



Zelte statt Kälte

Bald werden die Zelte aufgestellt. Die Ferienplätze sind es schon.

Man verabschiedet sich vom Hausnachbarn, um bald den Zeltnachbar zu begrüßen. Wenn man Pech hat, dreht es sich um den gleichen.

Fröhliche Zecher sollten davor gewarnt werden, das behördlich genehmigte Ferienzelt in ein Bierzelt zu verwandeln.

Schamhaft beiseite geschrieben: Raum ist auch im Einmannzelte für ein braungebranntes Paar.

Jobst Rapp

Begegnung

NATIONALPREISTRÄGER GÜNTHER SIMON IN CUBA

Im Hotel „San Remo" sagt Capitan Carlos Palomino (Günther Simon) dem Liftboy Esteban (Fred Delmare) handgreiflich die Meinung

Wenn Sie jetzt gerade im Gartenlokal unter solch buntem Sonnenschirm sitzen und einen Sommer-Feierabend mit Ihrem Jugendmagazin vorhaben, dann fragen Sie den Ober einmal, ob er „Nectar de Platano" anbieten kann. Das ist cubanischer Bananensaft, den ich bei Günther Simon zu kosten bekam, als wir wieder beisammensaßen und in seinem Tagebuch blätterten. In Frau Simons Gemüsekonsum hatte es gerade Platano-Saft gegeben, und sie servierte ihn als „Atmosphäre".

DER AUSWEIS

Um sich gründlich auf die Dreharbeiten für „Preludio 11" vorzubereiten, findet Günther Simon auch eine Möglichkeit, nach Playa Giron zu fahren. Vor etwas mehr als zwei Jahren wurde hier der Versuch der Konterrevolution, auf Cuba Fuß zu fassen, zerschlagen. In einem Jeep geht es von Habana aus auf die Reise. Zwei Offiziere, die selbst an den Kämpfen in der Schweinebucht teilgenommen hatten, begleiten Günther.

Es ist eine herrliche Fahrt durchs Land. Viele kleine Ortschaften liegen am Weg. Der Schauspieler findet, daß alles ein bißchen nach „Wildwest" aussieht: an Bäume sind Pferde gebunden, in den nach allen Ecken offenen Cafeterias sieht man Männer mit verwegenen Sombreros temperamentvoll diskutieren.

In Agramonte ist Rast in einem Erfrischungsrestaurant, zu dem auch ein Kramladen gehört, in dem man alles kaufen kann. Wie überall sind viele Soldaten und Offiziere versammelt, und ist die an Günther Simon gerichtete Frage „Russe, Tschek, Deutscher?" beantwortet, ist klar, daß er aus der DDR kommt, gehört er sofort zur Runde. Diesmal sind auch drei Mädchen dabei, und wie wohl alle Cubanerinnen beginnen sie zu flirten. Anmutig, reizvoll ist ihre Art, und man weiß immer, sie fangen keinen Flirt wegen einer Liebelei an. Das ist einfach Nationalcharme. Trotz aller Sprachschwierigkeiten ist bald ein reges Gespräch mit Günther im Gange. Der Besitzer dieses Privatrestaurants benutzt die Gelegenheit, dem ausländischen Gast mit reichen Gesten zu beteuern, wie er zum neuen Cuba steht, daß er es verteidige. Zu guter Letzt zückt er mit superrevolutionärer Geste die Brieftasche und zeigt seinen „Ausweis": ein Stück Zeitungstext einer Rede Fidel Castros. – Im sozialistischen Cuba gibt es auch noch Worthelden.

DAS SOUVENIR

Eislimonade ist getrunken, Kaffee geschlürft. Günther hat die Zigarre in Brand gesetzt. Zurufe, Händeschütteln, der Jeep fährt los. Nach einigen Kilometern haben sie Panne. Der Ventilatorriemen ist gerissen. Ein vollbesetzter Linienbus hält ganz selbstverständlich an. Die Fahrgäste murren nicht einmal, sie haben Zeit. Der Fahrer besieht sich den Schaden und verspricht, Hilfe zu schicken. Das ist aber gar nicht nötig. Ein mit Ziegeln vollbeladener Lastwagen nimmt den Jeep ins Schlepptau und bringt ihn nach Playa Giron. Am Ziel angelangt, empfängt der junge Direktor einer Fischereischule herzlich die Ankömmlinge. Er gibt sofort Anweisung, das Fahrzeug zu reparieren. Dann führt er seine Gäste durch die modernen Anlagen dieser Ausbildungsstätte für künftige Unterwasserfischer, die mit wissenschaftlichen Methoden lernen, den Reichtum der Gewässer der Inselrepublik zu ernten.

NACH ABSCHLUSS DER KOMPLIZIERTEN SYNCHRONARBEITEN WIRD IN UNSEREN KINOS DER ERSTE FILM GEZEIGT WERDEN, DEN DIE DEFA ZUSAMMEN MIT DEM CUBANISCHEN FILMKUNST-INSTITUT GEDREHT HAT. DER SPANNENDE STREIFEN HEISST „PRELUDIO 11".

Fotos: DEFA – Pathenheimer (2), DEFA – Haubold (3), Billhardt (1)

Reges Interesse weckt bei Günther Simon der Bericht über die ersten Tage nach dem Sieg über die Invasoren im April 1961. Da waren hier in der Schule erbeutete automatische Waffen, Funkgeräte und andere Ausrüstungsstücke untergebracht. Die Banditen erreichten diesen Ort, ihre Hauptstoßrichtung, nur als Gefangene und wurden obendrein unfreiwillige „Revolutionäre". Sie mußten die amerikanischen Geräte den Soldaten Cubas erklären und sie die nötigen Handgriffe lehren.

Ein Stückchen weiter draußen, nahe einem Flugplatz, findet man ein weiteres „Beutestück", ein abgeschossenes Ami-Flugzeug. Allerdings ist davon im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr viel übrig. Jeder Besucher montiert ein kleines Stückchen davon als Souvenir ab. (Ob Günther auch, ist unbekannt; gezeigt hat er es mir jedenfalls nicht.)

23. STRASSE

Nach dem Besuch in Playa Giron, vielen herzlichen Gesprächen mit Soldaten und Milizio-

Die cubanische Schauspielerin Aurora de Prestre Jiménez (sicher haben Sie sie schon auf unserem Titelfoto erkannt) spielt die Daniela, die weibliche Hauptrolle. Hier mit Teniente Quintana (Armin Mueller-Stahl) in Habana

Noch ist alles ruhig um die strategisch wichtige Brücke

nären, die den ersten Ansturm der gelandeten Banden aufzuhalten hatten, geht es zurück nach Habana. Die Hauptstadt zeigt sich dem deutschen Gast von der besten Seite. Es ist Sonnabend und im Swiming-pool des „Riviera“ wahrscheinlich eine besondere Veranstaltung. Rund um das komfortable Schwimmbecken sind Buden aufgebaut, wie zum 1. Mai bei unseren Volksfesten. Braune, schwarze und weiße junge Leute gehen spazieren, unterhalten sich, Gruppen, Pärchen, man nimmt Erfrischungen, tanzt hier und da nach Rhythmen aus den Lautsprechern. – Alles nichts Außergewöhnliches, nur eines der üblichen Wochenendamüsements der Habanaer Jugend.

Bei einem Empfang zum Jahrestag der DDR in der damaligen Mission, der heutigen Botschaft der DDR, stellen die Genossen ihre Sprachlehrerin Günther Simon vor. Die Gelegenheit muß beim (in diesem Falle wirklich tiefschwarzen) Schopfe gefaßt werden: „Könnte ich in den drehfreien Tagen nicht auch Sprachunterricht nehmen?“ Elisa nimmt das wörtlich und sagt: „Kommen Sie morgen in unsere Schule in der 23. Straße.“ Dort findet dann der Schauspieler die charmante dreiundzwanzigjährige Elisa als Direktorin der Sprachschule „John Reed“. 38 Lehrer unterrichten in kleinen Räumen jeweils vier bis sechs Schüler in Spanisch, aber auch in Englisch, Französisch und Tschechisch. Hier treffen sich viele der Helfer aus den sozialistischen Ländern, die als Spezialisten im freien Cuba weilen. Das ist aber nicht die einzige Überraschung. Zu Beginn der ersten Stunde gucken sich die drei neuen Schüler (Gerry Wolff und Armin Mueller-Stahl sind jetzt mit von der Partie) erstaunt an, denn sie merken gleich, daß die schöne Lehrerin Minerva kein Wort deutsch oder englisch spricht. Sind sie falsch? Nein. Die von der „John-Reed“-Schule haben da ihre eigenen Methoden. Es werden Gegenstände gezeigt oder an die Tafel gemalt, und die Unterhaltung darüber findet spanisch statt. Anfangs ohne Lehrbuch, ohne Grammatik. Nach 25 Stunden können die Schauspieler schon etwas im cubanischen Alltag mitreden.

Das erproben sie auch bei jeder Gelegenheit. So besuchen sie manchmal ihre Direktorin, wenn sie vor ihrer Schule als Milizionärin Wache steht. Ihre Hände, in die man sich lieber einen Blumenstrauß wünscht, halten einen mächtigen Karabiner. Günther und Gerry plaudern mit ihr und geben etwa zu verstehen, daß sie sich hinsetzen werde, wenn sie schießen will. „Ich weiß“, antwortet sie, „aber ich muß meine Waffe nur schnell hochreißen und gleich abdrücken.“

EIN SCHILD

Direktorin Elisa, ihre Schwester Toni, die Lehrerin an einer Grundschule ist, und Minerva gehen mit den drei deutschen Freunden auch oft essen, zeigen ihnen Habana und, kein Wunder bei den schaulustigen Cubanern, besuchen Kinos. Einmal hat sich Toni in die lange Schlange vor der Kasse eingereiht. Als sie bald dran ist, bittet eine ältere Dame, ihr doch eine Karte mitzubringen. Die Dame dankt dann mit der Redensart „Gott wird es dir danken!“, wofür sich Toni mit „Das glaube ich nicht, aber die Revolution!“ revanchiert.

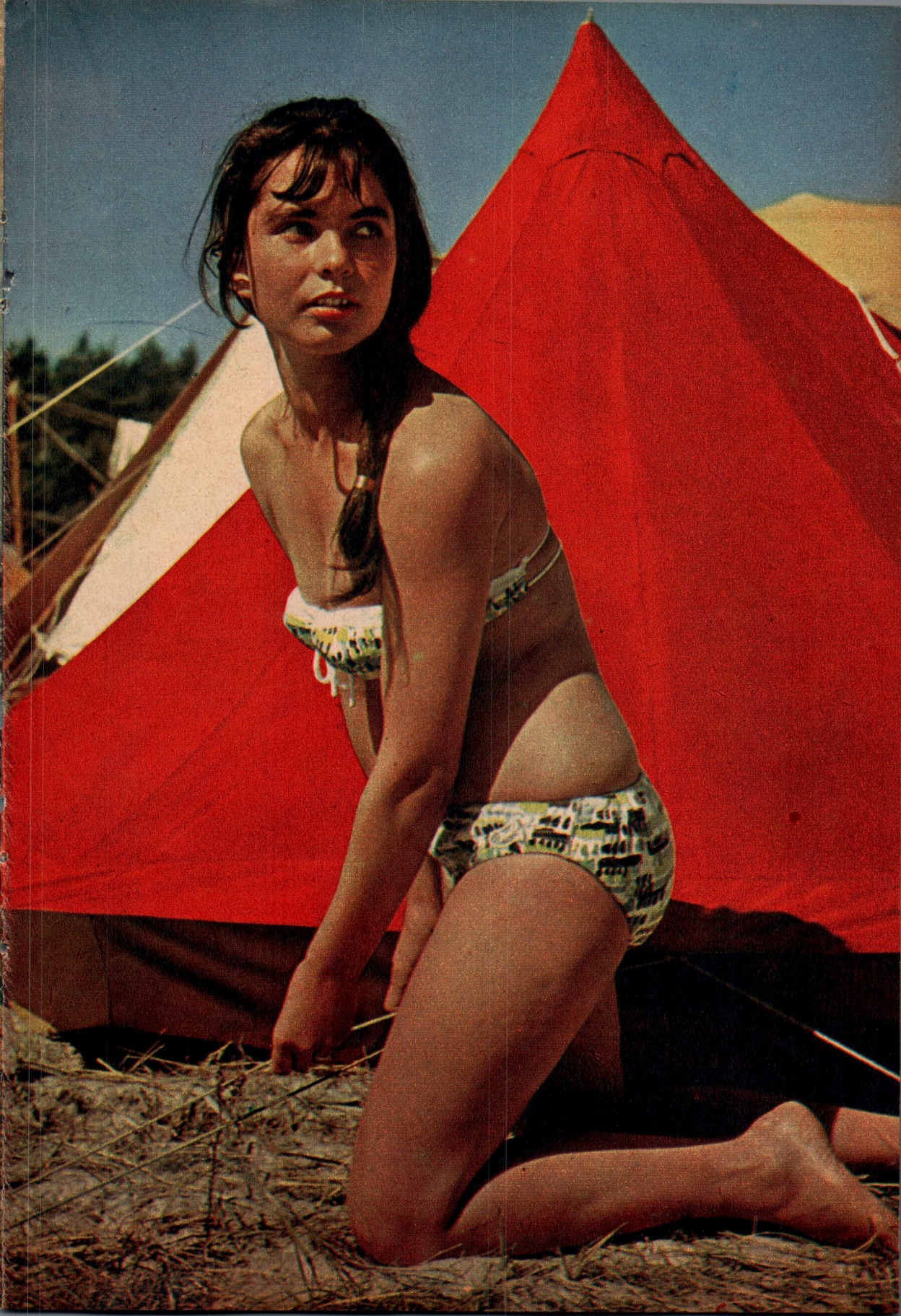
Nach einem nächtlichen Bummel durch die Innenstadt Habanas fahren die sechs zu den Eltern der Geschwister. Das ist eine Einladung seltener Art, denn das Zuhause der Cubaner ist ihr Betrieb, ihre Schule. Für die meisten Treffs vereinbart man Restaurants. Jedenfalls wollten die Eltern die deutschen Schüler ihrer Tochter Elisa kennenlernen. Nun erscheint das Günther aber ziemlich ungewöhnlich. Es ist gleich Mitternacht. Macht nichts. In der Diele der Wohnung wird die kleine Gesellschaft erwartet. Man nimmt in Schaukelstühlen Platz, und für eine Zigarettenlänge ist Zeit zur Konversation. Angenehm surrt und fächelt der Ventilator. Der Vater ist ein alter Eisenbahner, erzählt aber nur wenig davon. Vielmehr spricht er über seine Töchter. Er ist stolz auf sie, die studieren, etwas werden können. Wie gesagt, man plaudert einige Minuten und verabschiedet sich dann als Freund der Familie.

Draußen entdeckt Günther an der Tür ein Schild, das ihm schon oft aufgefallen ist: Aquí vive un miliciano — hier lebt ein Milizionär.

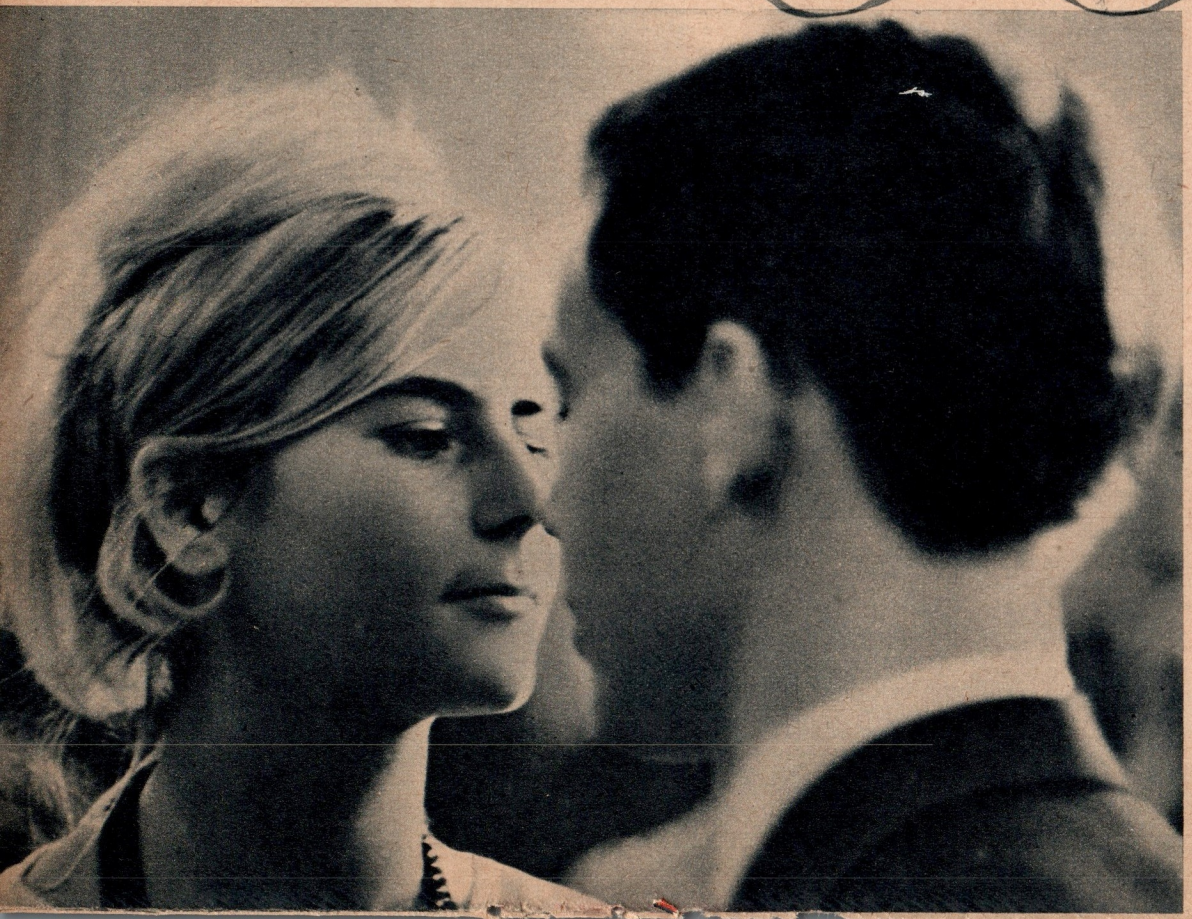
Wolfgang Kögler

Miguel (Roberto Blanco), Angehöriger einer konterrevolutionären Bande, versucht Daniela zum Verrat anzustiften ...

... Daniela gesteht Capitan Palomino, daß sie Miguel hat laufen lassen. Sie weiß nicht, daß Palomino kurz vorher aus seinem Kofferradio verschlüsselte amerikanische Signale empfangen hat



Alter Walzer - junge Leute



Runde folgte eine zweite und eine dritte, und bald saßen sie an einem Tisch zusammen.

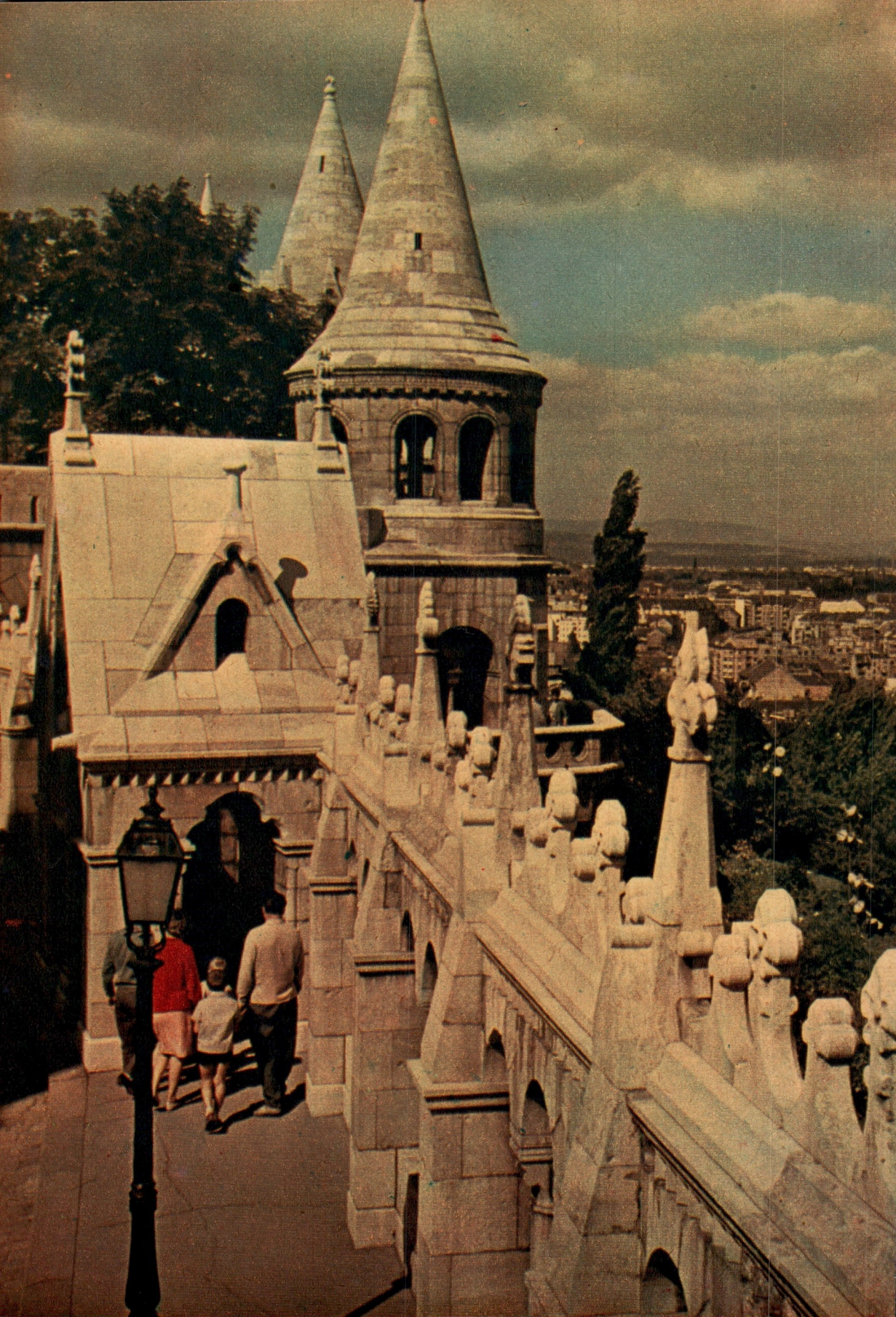
Und weil wenig später der Refrainsänger behauptete, „Ich trink den Wein nicht gern allein", so bestellten sie eben eine Flasche Riesling und prosteten sich vergnügt zu. Sie verstanden sich, und sie fanden, daß es sich bei zärtlichem Geigenklang und sanft flackerndem Kerzenschein gemütlich plaudern läßt. Erst als die Solovioline den Evergreen „Ich tanze mit dir in den Himmel hinein, in den siebenten Himmel der Liebe . . ." zu schluchzen begann, sah ich sie auf dem blanken Parkett wieder. In den siebenten Himmel tanzten die beiden zwar nicht, sie blieben fest auf dem gebohnerten Boden. Aber ob sie vielleicht in einen kleinen Flirt hineintanzten – wer weiß es?

Ich hatte leider keine Zeit, das genauer zu beobachten. Mir brachte Vera im Schweiße meines Angesichts bei, wie man Walzer tanzt!

ca.

„Es muß nicht immer was ‚Heißes' sein", überlegte Doris an diesem Wochenende, als sie eine Einladung der FDJ zum Walzerabend in den Händen hielt. Sie war nicht die einzige, die das dachte; denn als sie ins Klubhaus kam, drehten sich die Pärchen schon fleißig im Dreivierteltakt. Das helle Kleid und die lange Kette standen Doris gut, aber noch besser gefiel Gerd ihr Lächeln, und drum holte er sie rasch in den „Tivoli, wo die Tulpen blüh'n". Zunächst tanzten sie noch stumm und sehr, sehr ernst miteinander, doch der ersten gemeinsamen

Fotos: Jagla-Grieshammer



Der Hut mit der Feder

von Jan Werich
aus dem tschechischen von Gustav Just

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Zwei von ihnen rief er zu sich, den dritten, Hans, nahm er nicht ernst.

„Als ich jung war", sagte der König zu seinen beiden Söhnen, „da ließ ich einmal in einer Schenke im Fernen Land meinen Hut liegen. Am Hut hatte ich eine Häherfeder. Ich konnte doch damals wegen des Hutes nicht umkehren; mich trieb die Eile, zu erkunden, was hinter dem Walde lag, und hinter dem Berg, der hinter dem Walde ragte, und hinter der Wüste, die hinter dem Meere war ... Heute weiß ich, was hinter allen Meeren, Bergen und Wäldern liegt ..."

Er seufzte tief auf und wischte sich verstohlen eine Träne ab.

„Wenn ich den Hut mit der Häherfeder hätte ... vielleicht erfaßte dann neue Wißbegier meinen Geist, vielleicht fände ich dann den Sinn des Lebens! Mir ist traurig zumute ohne den Hut."

Und er wischte sich eine zweite Träne ab.

„Traurig bin ich ohne die lustige Häherfeder! Mit anderen Worten, meine Söhne: Ich tausche die Königskrone gegen den Hut mit der Feder! Wer von euch mir den Hut herbeischafft, der soll König sein!"

Von diesem Augenblick an entwickelten sich die Ereignisse stürmisch. Der älteste Sohn, Schnellfried, ließ einen Vierundzwanzigzylinder konstruieren, mit Kompressor, Marke Bugasseratti Monopost. Bei der Abfahrt trat er aufs Gas, so sehr er konnte, und die Hinterräder rissen das Pflaster auf und schleuderten es auf die staunende Menschenmenge.

Er brauste los, wie aus der Kanone geschossen.

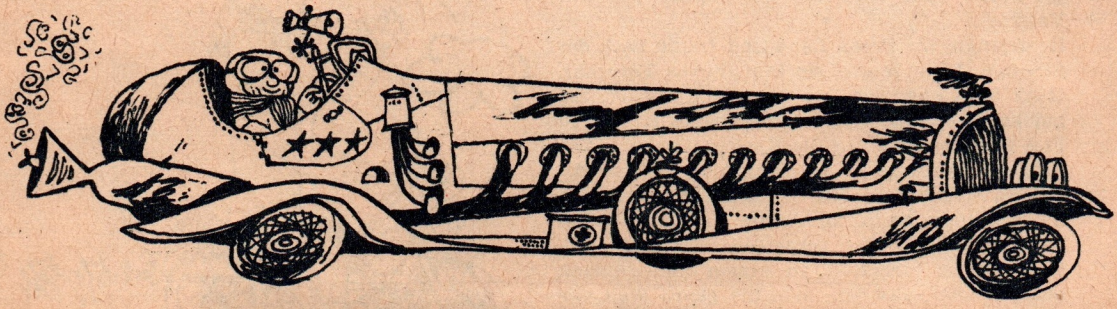
Der zweite Sohn, Kraftlieb, konstruierte selbst einen Raupenschlepper, kombiniert mit einem Bagger, den Bull-Bagg Spezial. Er fuhr langsam, aber sicher mit schrecklichem Getöse von dannen.

Oben aus dem Fenster winkte ihm der König zum Abschied nach. Aus dem Fenster daneben winkte Bruder Hans, auch wenn es ihm leid tat, daß der König ihn solcherart übersehen hatte und seine Dienste verschmähte.

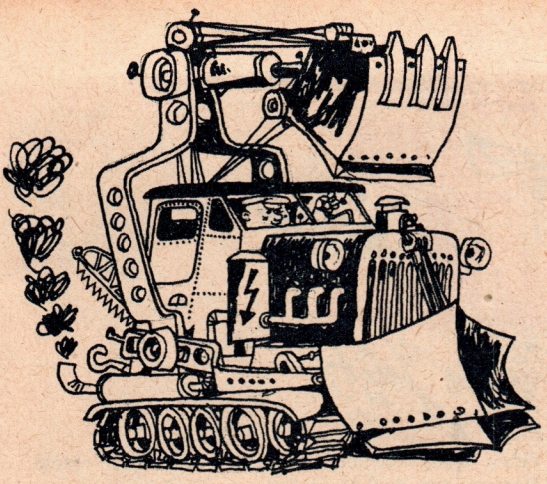
Die Zeit verging, aber von Schnellfried und Kraftlieb war nichts zu hören. Hans verdiente sich als Gepäckträger auf dem Bahnhof paar Mark. Dann wieder putzte er Schuhe und gab den schwächeren Mitschülern Nachhilfestunden, bis er sich schließlich tausend Mark erspart hatte.

Das war gerade zu der Zeit, als die ersten Nachrichten von seinen Brüdern eintrafen. Es waren keine sehr guten Nachrichten. Solange die Straßen asphaltiert oder betoniert waren, war Schnellfried auf seinem Bugasseratti nur so dahingebraust. Dann aber kamen schlechte Wege, mit Schlaglöchern und tiefen Rissen und voller Morast. Der Bugasseratti schnaubte, wurde heiß, begann zu kochen. Schnellfried gab nicht nach. Da gab die Kurbelwelle nach. In der Nacht auf dem Berge brach das Lenkrad ab, und der Zylinderblock explodierte ...

Kraftlieb auf seinem Bull-Bagg Spezial fuhr langsam, aber sicher. Die Schlaglöcher machten ihm nichts aus. Felsblöcke hielten ihn nicht auf, er überquerte spielend alle Hindernisse. Bis er an den Morast kam. Die feste Straße hörte plötzlich auf, der Weg führte über ein Moor. Später wurde sich Kraftlieb klar, daß sein Bull-Bagg



◀ Budapest hält für die Touristen viel Schönes bereit. Auch die Halaszbastya, die Fischerbastei



Spezial einfach zu schwer gewesen war. Der Moorboden senkte sich, der Weg verschwand, und schwupp! war der Bull-Bagg weg, und Kraftlieb schwamm ans Ufer und ging zu Fuß nach Hause.

Der König fiel in tiefe Trauer.

Hans sagte kein Wort, hob die tausend Mark vom Sparbuch ab und kaufte sich ein Moped Simson-Suhl. Und sagte, er wolle für Vater den Hut holen.

Der alte König wollte es erst nicht glauben. Als aber der Junge die Fahrprüfung abgelegt hatte, ließ er sich überzeugen, gab ihm Geld fürs Benzin – nur ein paar Mark, denn ein Moped frißt nicht viel — und ließ seinen Jüngsten fahren.

Und Hans fuhr los. Über die Asphalt- und Betonstraßen ging es ausgezeichnet, 45 km pro Stunde.

Dann kamen die Straßen mit den Schlaglöchern, tiefen Rissen und voller Morast, aber es ging ausgezeichnet. Wie mit einem Fahrrad wich Hans allen Hindernissen aus. Dann kam der Weg über das Moor. Und wieder klappte es ausgezeichnet. 44½ Kilo — soviel wiegt ein Moped — trug das Moor. Und als dann der Fluß ohne Brücke kam, nahm Hans sein Moped auf die Schulter und watete durch. Er kürzte den Weg ab, weil er mit seinem Moped auf Fußsteigen und Waldpfaden fahren konnte. Er fuhr an den Ufern schöner Flüßchen entlang, fand immer noch Zeit anzuhalten, um zu baden oder Fische zu fangen. Und weiter ging die Fahrt – tatatata, die Fahrt nach dem Hut der Jugend für den Vater ...

Er gelangte ins Ferne Land und fragte nach der Schenke. Man zeigte sie ihm durchs Fernrohr. Ganz hoch oben lag sie unterm Gletscher, am blauen Meerauge. Dort hinauf würde er nur zu Fuß gelangen, meinten die Kenner. Denkste! Das luftgekühlte Moped, dem Hans nur hie und da, an den steilsten Stellen, ein bißchen nachhelfen mußte, indem er in die Pedale trat, brachte ihn vor die Schenke „Zur vergessenen Jugend".

Dort hing er, der Hut, an einem Kleiderhaken beim Fenster, aus dem man die ganze Welt vor sich liegen sah. Der Wirt erinnerte sich gleich an den Herrn König, der damals noch ein Prinz war. Ja, das sei sein Hut, den hätte er hier vergessen. Aber wenn er ihn jetzt aus dem Hause gäbe, wie sollte er dann wohl seine Schenke nennen?

„Zur wiedergefundenen Jugend", riet ihm Hans. „Dieser Name ist doch für ein Erholungsheim viel anziehender, nicht wahr?"

„Daß mir das nicht selbst eingefallen ist!" sagte der Wirt. „Da hätte ich doch den Hut tragen können, er hat mir so gut gefallen!"

Er steckte ein Edelweiß neben die Häherfeder und gab Hans den Hut mit besten Empfehlungen zurück.

Der König jauchzte vor Freude. Er übergab Hans die Krone und setzte den Hut mit der Häherfeder auf. Er lief zum Fenster, beugte sich hinaus und rief den Leuten auf dem Markte zu: „Juhu, ihr habt einen neuen König, und ich hab eine Häherfeder am Hut, juhu!"

Dann lief er wieder zu Hans. „Was hast du da für ein Wunderfahrzeug, daß du ohne Panne hin und wieder zurück gekommen bist?"

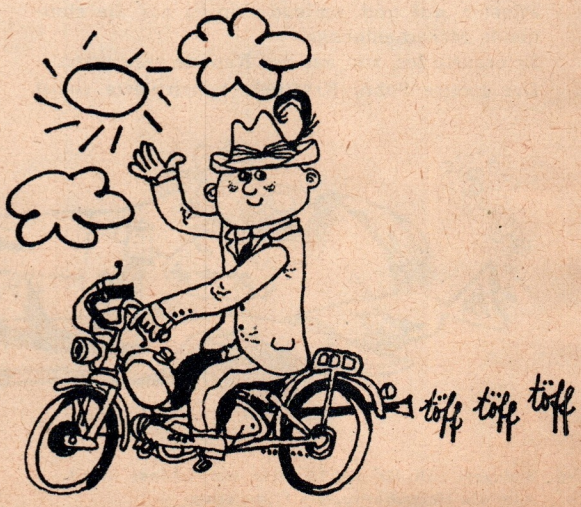
„Ein Moped Simson-Suhl, Vater", sagte der neue König. „Was meinst du, ob ich mir jetzt ein Motorrad leiste?"

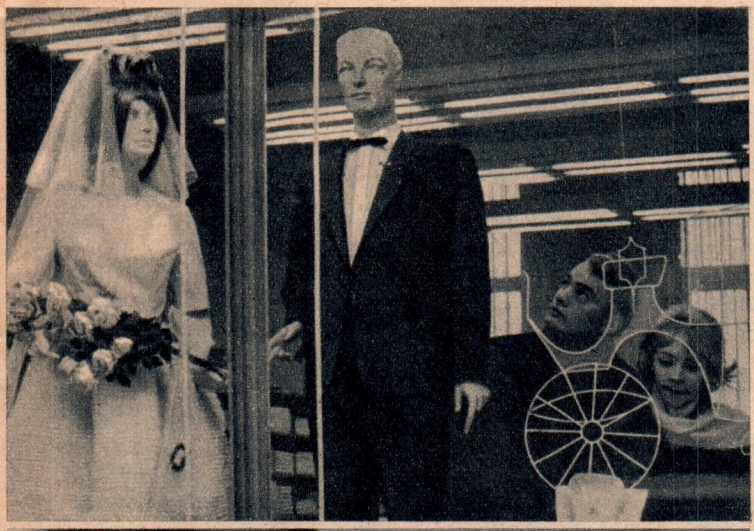
„Was fragst du mich? Du bist doch König, Menschenskind, du kannst alles!"

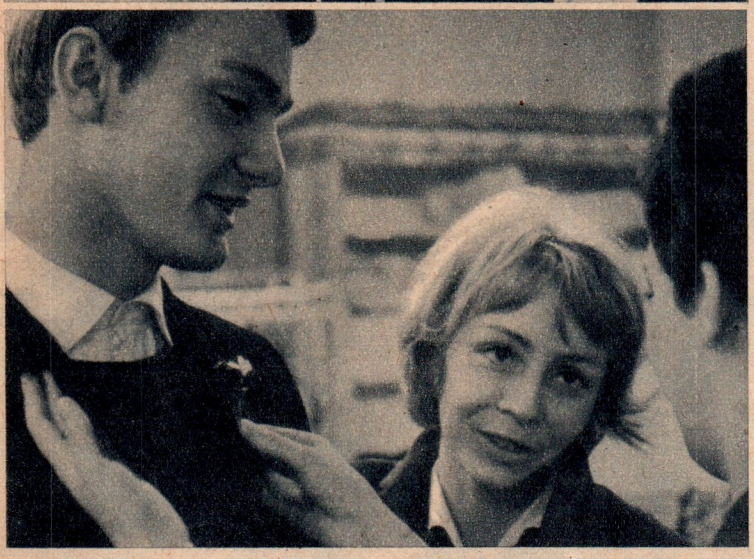
Und Hans kaufte sich eine 125er Maschine, dann eine 250er und schließlich gar eine 375-Kubikzentimeter-Maschine, und fuhr bei Rennen mit. Dabei war ihm aber die Krone im Wege, denn in den Kurven fiel sie ihm infolge der Fliehkraft immer vom Kopfe. So ließ er sich einen Sturzhelm daraus machen. Das war schon besser, nur beim Luftaufpumpen drückte ihn das Ding zu sehr nach unten. Da ließ er sich einen gewöhnlichen Sturzhelm machen, und den goldenen schenkte er der Gesellschaft für Sport und Technik. Damit begründete er das „Rennen um den Goldenen Sturzhelm".

Ja, und noch etwas: Jedem klugen Burschen schenkte er ein Moped und entsagte dem Thron ...

Zeichnungen: G. Bläser







6

Jutta und Andreas

SO SIND DIE MÜTTER! Erst wollen sie ihre Töchter nicht hergeben. Aber haben sie einen Schwiegersohn in Sicht, erzählen sie nur noch von der Hochzeit. Frau Berger saß nun oft mit Jutta zusammen und besprach den großen Tag.

„Paß auf, Kind, ich habe mir schon überlegt, wie wir deine Hochzeit feiern. Ich dachte da, daß wir aus der HO-Stadtküche die kalten Platten bestellen, den Wein und auch eine Eisbombe. Backen werde ich selber . . ."

Ehe sich Jutta zu all dem äußern konnte, hatte Mutter Berger bereits wieder neue Einfälle.

„Und mit den Gästen mach dir auch keine Sorgen. Da wären Onkel Rudolf und Tante Hilde aus Parchim, dein Cousin Alfred, unsere Nichte Anni . . ."

Juttas verdutztes Gesicht unterbrach ihren Redestrom.

„Schön, du kennst sie kaum, aber wann kommen wir auch mal zusammen? – Zwei, drei junge Leute lädst du wohl besser alleine ein."

SO SIND DIE KINDER. Sie haben ihren eigenen Kopf.

Andreas: „Deine Mutter meint es sicher gut. Wir müssen ihr aber erklären, daß man besser Hochzeit feiert, wenn man neben den engsten Angehörigen vor allem unter jüngeren Menschen ist. Man kennt sich, das macht viel aus."

Jutta: „Bei uns im Werk hat Hannelore sozialistische Hochzeit gefeiert. Eine Atmosphäre war das. Die ganze Brigade erschien und gratulierte, getanzt wurde bis zum Morgen."

Diese Möglichkeit fand Andreas nicht schlecht. Seine Freunde Heinz, Bernd und Peter und Willi könnten dann dabeisein.

„Und wenn wir gleich nach unserer Trauung für eine Woche nach Thüringen fahren würden oder in den Harz und so das Geld für die Hochzeitsreise nehmen? Bei uns auf dem Bau hat das

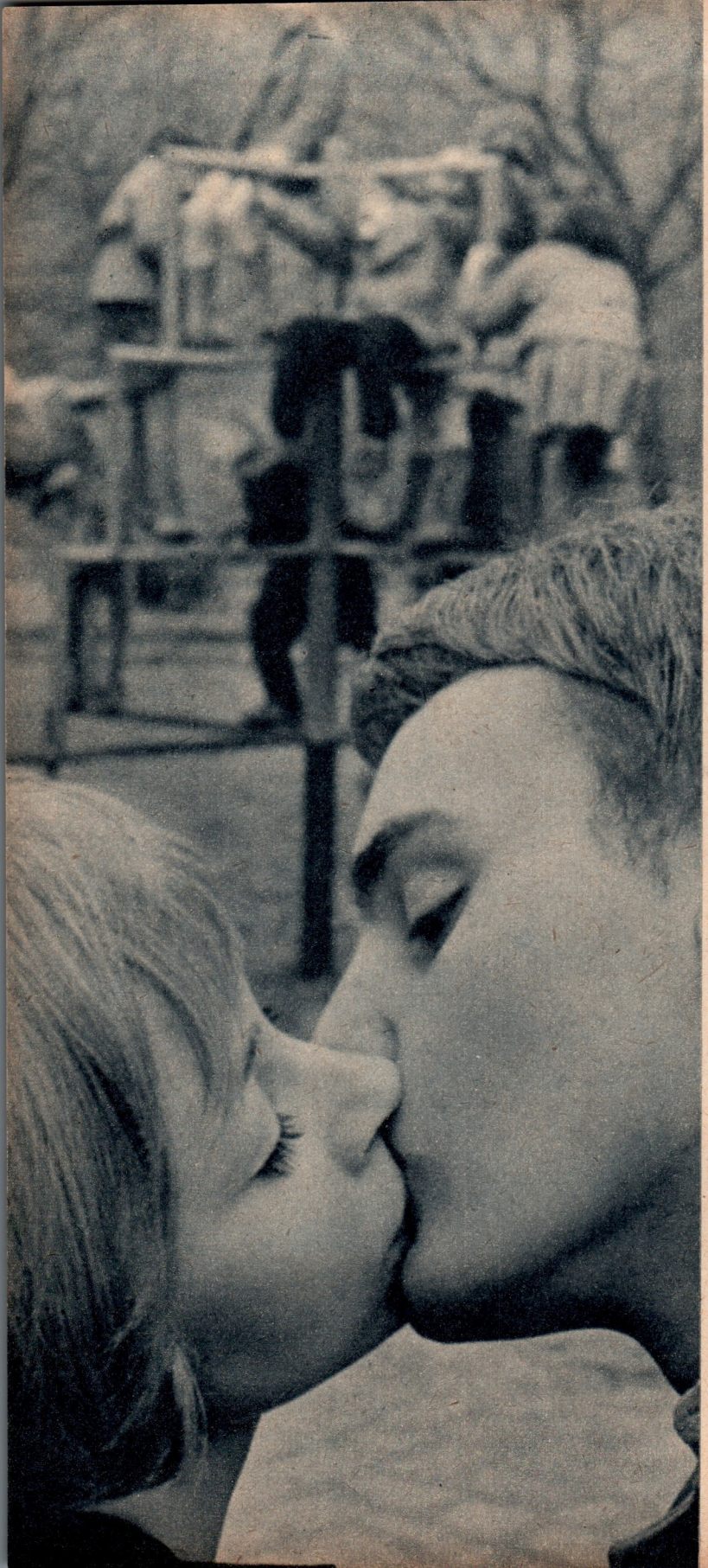
einer so gemacht. Standesamt, Frühstück für Eltern, Schwiegereltern usw., Bahnhof." Jutta bat Andreas um „Aufschub", sie wollten das später noch einmal gründlich besprechen.

Aufschub allerdings duldete auf keinen Fall ihr Besuch im „Hochzeitsausstatter", von dem in der Stadt so viel die Rede war. Es war ein bißchen komisch, als sie wie künftige Eheleute das Geschäft betraten, aber ihre Beklemmung legte sich bald durch die freundliche Verkäuferin, die sie führte. Was es hier alles gab. Hochzeitskleider und festliche Anzüge, klar! Aber daß man auch Rosen, einen Koch und eine Band „geliefert" bekam, falls man es wünschte, das war einfach großartig.

Jutta stand verträumt vor manchem Brautkleid, probierte den Schleier. Dabei konnte sich Andreas die Bemerkung nicht verkneifen, „daß Brautjungfern durch den gewiß sehr vielseitigen ‚Hochzeitsausstatter' nicht gestellt werden." – „Aber vorlaute junge Männer kann man hier gewiß gegen gut erzogene eintauschen", entgegnete ihm Jutta fast liebenswürdig.

Nach Überprüfung ihrer Finanzen wollten sie wiederkommen, um einzukaufen. Nicht nur das Hochzeitskleid und den Anzug, sondern auch Bestecke, Bettwäsche, Handtücher und anderes für den Beginn in den eigenen Wänden. Darüber sprachen sie auch bei ihrem Spaziergang durch ein Neubauviertel. Jutta eilte der Zeit voraus und richtete sich bereits eine Zweizimmerwohnung ein. Sie wollte kein Schlafzimmer im üblichen Sinne, sondern zwei Wohnzimmer mit Schlafmöglichkeiten. „Wenn die AWG hört, daß wir Zuwachs erwarten, kriegen wir vielleicht ein halbes Zimmer mehr?"

Andreas: „1965 ist noch weit, aber was ich dir jetzt zu sagen habe, liegt näher." Jutta blickte erwartungsvoll zu ihm auf. „Wir haben eine Wohnung in Aussicht, ich war bei der Wohnungskommission, und die hatte ein Herz



für junge Leute." – „Eine Wohnung ganz für uns allein?" „Na ja, ist natürlich keine Villa, sondern erster Hof links, Küche und ein Zimmer. Hab sie mir schon angesehen, der Putz fällt dir vorerst noch in die Suppe, und die Küche sieht aus, als ob der Teufel hier seinen Teer gekocht hat, aber keine Bange, das kriegen wir schon hin. Bevor wir da einziehen, stelle ich die Bude auf den Kopf. Die Jungs helfen mir."

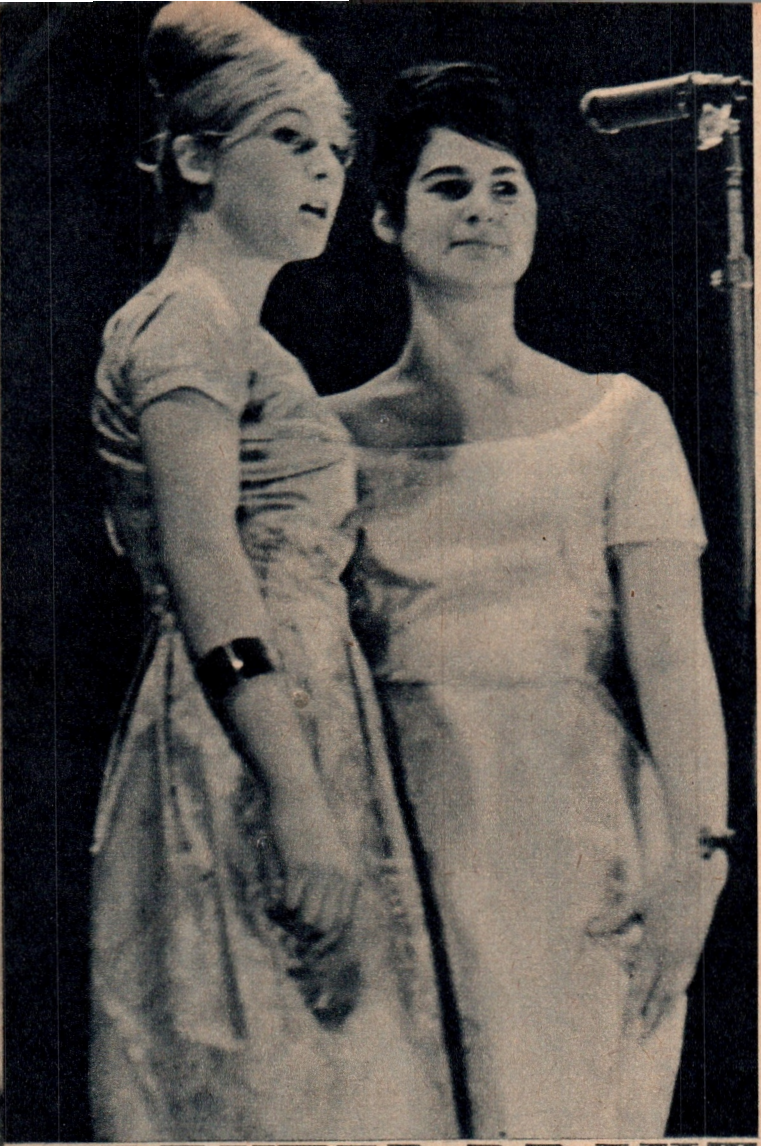
Glück muß der Mensch haben. Sie liebten sich, wollten heiraten und jetzt gleich noch die Wohnung dazu? Kein Wunder, daß sie sich mitten auf der Straße küßten.

„Die sind aber stürmisch", meinte Uwe zu seinem Freund Peter, mit dem er auf dem Spielplatz umhertollte.

„So ist die Jugend eben", stellte jener altklug fest, „wenn ich da an meine große Schwester denke . . ."

Werner Berki

Fotos: Hermann



DIREKTER DRAHT zur heiteren Muse

Als ich in Halle die blonde Karin mit den Sommersprossen treffe, führt sie gerade ein Musengespräch. Sie scheint eine direkte Leitung zur heiteren Muse zu haben. Jedenfalls lacht sie und sagt, wir wollten zusammen zu Hanns Kochanowski gehen, von ihm würde ich alles erfahren. Ich wollte nämlich wissen, wo sich junge Hallenser in ihrer Freizeit der heiteren Muse widmen – und zwar produktiv.

Hanns Kochanowski sitzt im Klubhaus der Gewerkschaften „Hermann Duncker" hinter einem Schreibtisch und macht ein saures Gesicht. Das will gar nicht zu einem hauptamtlichen Stellvertreter der heiteren Muse passen. Er ist Musiker und war Dirigent am Staatlichen Unterhaltungsorchester Halle (Leitung Erich Donnerhack). Im April dieses Jahres wurde er künstlerischer Leiter des Klubhauses. „Es klappt wieder mal nicht", sagt er und sieht das Telefon böse an. Das kann aber gar nichts dafür, wenn es schwierig ist, die Mitarbeiter am Gesangs- und Tanzensemble des Klubhauses zusammenzutrommeln. Es sind doch fast ausschließlich Laien, die ihren Beruf ausüben und sich nicht jederzeit frei machen können. Heute geht es um das Programm zu den V. Arbeiterfestspielen in Cottbus und

um einen Auftritt vor sowjetischen Freunden am Abend. Das interessiert mich. „Wir fahren mit einem Teil des Ensembles nach Cottbus, und zwar mit der Abteilung Heitere Muse, zu der ein Tanzorchester, ein Schlagerchor, ein Sprecher, zwei Artisten und Techniker gehören", erklärt Hanns. Das ist offenbar was Neues, frage ich, im allgemeinen denkt man beim Begriff „Ensemble" vielerorts noch immer nur an Volkstanz und Volksmusik? „Haben wir auch", erwidert Hanns, „ins-

Karin Siegel und Karin Wiedecke: „Zwei Karins"

Premiere des ersten Programms

gesamt gibt es in unserem Ensemble ein Orchester, einen gemischten Chor, einen Jugendchor und ein Ballett, das mit seiner Arbeit allerdings erst anfängt. Die Heitere-Musen-Gruppe kam vor gut einem Jahr dazu." Jetzt mischt sich Karin ein: „Wir hatten damals mächtiges Herzklopfen. Das Klubhaus suchte junge Talente für den Schlagerchor, und es kamen weit über 100 Bewerber. Manche hatten wohl sehr unklare Vorstellungen und große Wunschträume. Wir wurden alle geprüft, auf musikalisches Gehör, Stimme usw. und dann begann die Arbeit, bei der wir uns tüchtig anstrengen mußten. Viele sind dabei im Laufe der Zeit wieder abgesprungen." Hanns lächelt. „Natürlich mußte mancher Schweißtropfen fließen, ehe wir uns vor das Publikum wagen konnten. Wir wollten ja nicht nur ein bißchen tingeln, sondern zeigen, daß es sich lohnt, selber mitzumachen, und wir wollten unseren Hörern wirkliche Freude geben. Das kann man nicht mit falschen Tönen und steifem Herumstehen auf dem Podium."

Inzwischen haben sich bei uns Hans Riede, Bäkker und Bariton, und Wolfgang Becker, Tontechniker im Steintor-Varieté und im Ensemble Sprecher, eingefunden. Alle erzählen von dem ersten „beschwingt-musikalischen Programm", das die Musenjünger unter dem Titel „Television" am 2. Dezember vorigen Jahres gestartet hatten. Hanns Kochanowski, damals musikalischer Berater des Ensembles, hatte Idee und Einstudierung geliefert, dazu viele Schlager selbst getextet, komponiert oder arrangiert. Auch andere, vor allem Kurt Slawski und Karl Rieger, beide Musiker im Staatlichen Unterhaltungsorchester Halle, zeichneten als Autoren verantwortlich. „Television" war ein voller Erfolg, Betriebe und Institutionen meldeten sich gleich dutzendweise und wünschten das Programm oder Teile daraus in ihre Veranstaltungen zu übernehmen. Doch der strenge Winter war dagegen und ordnete eine Spielpause an. Das brachte

Lernt Industriekaufmann: die blonde Karin

Hans Riese: Konsumbäcker und Bariton

Finale

Fotos: Pölkow (5), Richter

leider auch die Vorbereitungen für Cottbus ins Stocken.

Die Zeit ist schnell vergangen. Wir müssen zum Auftritt vor den sowjetischen Freunden fahren. Es ist eine kleine Estrade vorgesehen, an der noch eine Volkstanzgruppe und Mitglieder einer Halleschen Musikschule teilnehmen. Unterwegs stoßen noch eine Karin und die zehn Mitglieder des Tanzorchesters zu uns. Ich bin mit ebenso gespannten Erwartungen im Saal, wie die sowjetischen Freunde, die selbst noch die Stehplätze ausnutzen. Was werde ich zu hören bekommen? Bisher habe ich meine Musenfreunde nur im Gespräch kennengelernt und da haben sie meine volle Sympathie... immerhin, die Hallenser Presse hatte ja der Television-Premiere gutes Lob gespendet, bei allem Lokalpatriotismus kann es also nicht zu schlimm werden. Und dann sehe und höre ich eine flotte Nummer nach der anderen. Sind das Laien? Der Einsatz der Instrumente klappt ausgezeichnet. Dirigent Kochanowski gibt bald der Rhythmusgruppe, bald den Saxophonen oder der elektronischen Orgel den Vorrang. Jetzt tritt der Trompeter aus dem Ensemble vor – Gert Beutel, Sachbearbeiter beim Rat des Stadtbezirks – und spielt seine eigene Komposition: „Eifersucht". Aufgeregt schmettern die Töne der gestopften Trompete in den Raum, eine anschauliche, mitreißende Musik.

Schön, wie lebendig und geschlossen das ganze Ensemble wirkt, ihr fröhlicher Schwung ist ansteckend. Das Publikum geht mit. Mit ihrem natürlichen Charme gewinnen die beiden Karins schnell die Herzen. „Dort treff ich dich, Charly, dich . . ." singen sie. Bei jeder Strophe und dem Refrain verändern sie ihre Grundposition. Sie verstehen, sich auf der Bühne zu bewegen; das lockert den Vortrag auf. Die beiden Stimmen, hell und dunkel im Timbre, klingen gut zusammen. Gewiß gibt es noch Schwierigkeiten, besonders in der Stimmbildung. Das Mikrophon kratzt unerbittlich mit, wenn der Ton nicht richtig schwingt. Die blonde Karin wagt bei ihrem Titel „In der Straße wohnst du" einige kesse Rhythmusschritte über die Bühne. Nur Mut, so ist es richtig. (Ich denke daran, wie hilflos ich schon manchen Star vor dem Mikrophon stehen sah.) Karin hatte mir vorher verraten, daß sie einmal Ballettunterricht hatte. Die vom Klubhaus versprochene Anleitung sei dagegen ausgeblieben. „Ich meine, die Schlagersänger müßten vielseitiger sein, auch Instrumente spielen, sich vielleicht auf der Gitarre begleiten. Sie müßten ein Publikum allein eine halbe Stunde unterhalten können."

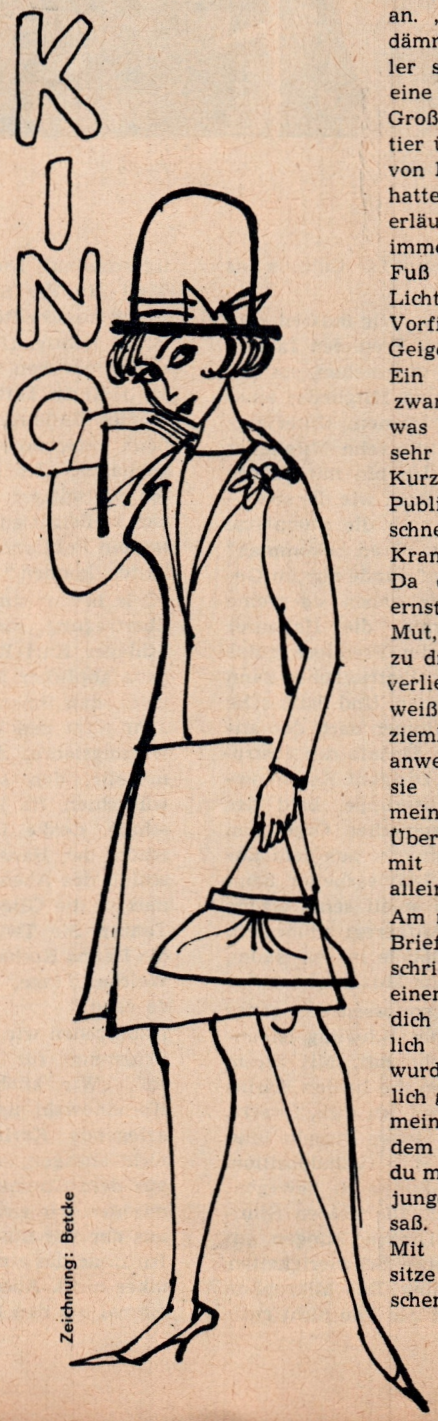
„O la la . . ." singt Hans Riede, ohne Gedankenübertragung, sondern weil er jetzt mit diesem Schlager Karl Riegers an der Reihe ist. Er ist ganz ähnlicher Meinung wie Karin und bemängelte, daß ihnen das Klubhaus im vergangenen Jahr nicht den Unterricht in Stimmbildung, Bewegungslehre, Mimik und Musiktheorie vermittelte, den sie sich zu ihrer Entwicklung wünschten. Na ja, ein Klubhaus ist keine Hochschule, denke ich. – Wünschenswert wäre es schon, der Hans zeigt gute Anlagen. Zum Abschluß des Abends fährt den Hörern ein Rhythmus in die Glieder, den sie besonders lieben – Tanzen Sie Twist? fragen die vier Saxophone, die Hanns Kochanowski über die Bühne dirigiert. Welche Frage, das Publikum erklatscht das da capo.

Dann reden wir noch über Cottbus, wie das neue Programm für die Arbeiterfestspiele aussehen soll. „Wir knobeln noch daran", sagt Hanns Kochanowski und überlegt. Die nicht unterzukriegende Karin sprudelt los: „Wir wollen's nicht ansagen, sondern jeder soll sehen, daß wir aus dem Chemiebezirk Halle kommen. Deshalb möchten wir eine Retorte auf der Bühne haben, aus der wir unsere ‚Schlager-Chemie' servieren. Ich finde das eine tolle Idee. Nur – unsere Techniker nicht. Aber die hat unsere Muse nicht erst einmal um den Finger gewickelt." *Hans Pölkow*

KINOABEND MIT BRIGITTE

„Das verlorene Glück" hieß der Streifen, den das Thalia-Theater recht wirkungsvoll ankündigte.
Auf dem überdimensionalen Plakat sah man eine junge, üppige Schöne, die einem davoneilenden Zug nachschaute. Sie hatte Tränen in den Augen. (Mir ist zwar auch schon mal der Zug weggefahren, aber geweint habe ich deshalb eigentlich nicht).
Sicher eine Liebesgeschichte um zwei Menschen, die gern wollten und nicht konnten, schlußfolgerte ich. Das wäre der Film für meine Brigitte. Wen rührt das nicht, wenn dieses Thema richtig aufgezogen ist, und Brigittchen hat ein weiches Herz. Während der Vorstellung mußte es mir gelingen, sie endlich zu küssen.
Voller Optimismus kaufte ich für die Abendvorstellung zwei Karten, letzte Reihe, rief Brigitte an, um sie einzuladen. Vielleicht interessiert es Sie noch, bis zum Beginn der Vorstellung zu erfahren, welcherart Sorgen ich mit Brigitte habe? Sie ist ein gutgewachsenes hübsches Mädchen. Aber ich darf nur ihr Händchen halten.
„Alles andere ist Luxus, und Luxus kann ich mir jetzt noch nicht erlauben", ist ihr ewiges Gerede, wenn ich in ihrer Nähe schmelze. Obwohl ich andere Mädchen haben könnte, bin ich ihr ergeben wie der Dackel seiner Herrin. Doch heute mußte die Wende kommen.
Adrett und lächelnd wie immer erschien sie vor dem Kino. Nichts wie hinein. Zunächst kam Reklame. Ich wurde darum gebeten, Fotos von Sauerbrey zu kaufen, den Konsum und seine Kleidung nicht zu vergessen, Rotweinflips zu mixen und meine Brille später von Brillen-Funzel zu erwerben.
Traurig schielte ich zu Brigittchen hinüber. Verführerischer denn je sah sie aus, aber ich fand keinen geeigneten Augenblick, um sie in meine Arme zu reißen. Endlich wurde es ganz dunkel im Saal, ein Vorfilm kündigte sich an. „Die Biene in der Abenddämmerung" nannte der Hersteller seine Betrachtung, und gut eine halbe Stunde summte in Großaufnahme solch ein Honigtier über die Leinwand und flog von Blume zu Blume. Die Biene hatte es gut! Später wurde dann erläutert, daß die Biene fast immer fliegt und nur selten zu Fuß geht.
Licht an, Licht aus. – Ein zweiter Vorfilm. Hier ging es um den Geigenbau aus dem Erzgebirge. Ein alter Geigenbauer stimmte zwanzig Minuten eine Fiedel, was mich der Wahrheit halber sehr verstimmte. Der dritte Kurzfilm setzte dem staunenden Publikum auseinander, daß man schneller baut, wenn man einen Kran benutzt.
Da dieser Film doch ziemlich ernst war, hatte ich nicht den Mut, gerade jetzt meine Brigitte zu drücken. Ab viertem Vorfilm verließ mich mein Gedächtnis. Ich weiß nur, daß ich gegen 24 Uhr ziemlich unsanft von der Platzanweiserin geweckt wurde und sie mich darauf hinwies, daß meine 1,60 DM nicht gleich die Übernachtung im Thalia-Theater mit einschlösse. Mutterseelenallein schlich ich nach Hause.
Am nächsten Tag fand ich einen Brief von Brigitte vor. Sie schrieb: „... ich habe selten einen größeren Nachtwächter als dich gekannt. Während des wirklich aufrüttelnden Hauptfilms wurde ich plötzlich leidenschaftlich geküßt. Wie groß war zuerst mein Erstaunen, als es sich nach dem Film herausstellte, daß nicht du mich geküßt hast, sondern ein junger Mann, der rechts von mir saß. Du schliefst ..."
Mit meiner neuen Braut Anita sitze ich grundsätzlich nur zwischen zwei Großmüttern im Kino.

Alexander Bogensee



Zeichnung: Betcke

„SOMMER-SONNTAG",
Günter Otto, Leipzig N 21,
Praktisix, 1/125 sec, Bl. 16
(Jugend der DDR fotografiert)

vergessen?

Fortsetzung von Seite 17

Minuten schaffen, dem Genossen die Mitteilung zurufen und zurückjagen.

Keine Menschenseele verirrte sich in diese Einöde. Es gab Warnschilder. Die einzige Straße würde er selbst benutzen. Sollte er es versuchen? Er kam sich vor wie ein geduckter Schüler, der ängstlich in der Bank saß und darauf wartete, daß der Lehrer zur Leistungskontrolle aufrief, einen nach dem andern; für ihn war das immer ein seelischer Druck gewesen, der sich Stunde für Stunde wiederholte . . .

Walter schob die Waffe zurecht. Er war ein guter Läufer. Minuten später würde er wieder zur Stelle sein. Er lief in leichtem Trab einen Bogen, blieb vor dem Deich stehen, lauschte. Es roch nach Tang. Sonst nichts.

Vorwärts, Soldat, nun laufe doch, was zögerst du? Er lief der Straße entgegen und sah, wenige hundert Meter vor sich, das Steinhaus. Eine Tür öffnete sich, ein Lichtschlitz in der Nacht, eine Männerstimme lachte. Es sind sogar zwei Soldaten, dachte Walter und blieb unschlüssig stehen. Sie erzählen sich Witze, verdammt noch mal.

Er lief wenige Schritte wie ein trotziger Junge, dann beschlich ihn der Gedanke: Du bist kein Junge mehr, der meint, ungerecht behandelt worden zu sein. Du hast eine Verantwortung.

Was tue ich?, fragte sich Walter im Unterbewußtsein, als er umkehrte, über den Graben sprang und durch weichen, zerfahrenen Sand lief, seinem Posten entgegen. Die Wellen dröhnten, als höhnten sie ihn. Es ist gut, daß ich allein bin, keiner war Zeuge dieser Sekunden. Ich darf es nicht tun. Ein Soldat, der seinen Posten verläßt. Vielleicht wollte man ihn auf die Probe stellen?

Er nahm wieder seine Wanderung der fünfundzwanzig Schritte auf, ein kleines, zufriedenes Gefühl war in ihm.

„Disziplin braucht die Armee wie Essen und Trinken", hatte der Kommandeur gesagt, bevor sie zur Übung ausrückten, „eine Armee ohne Disziplin ist eine anarchistische Bande oder eine Operettentruppe. Die Armee der Arbeiter und Bauern braucht die beste Disziplin . . ."

Wie oft hört man an solchen Reden vorbei und denkt: Na ja, der Alte hält eine Rede, das muß er wohl vor einer Übung, auf der von jedem Soldaten viel verlangt wird. Dann kommt ein Augenblick, in dem man erinnert wird: Disziplin. Irgendwo hatte Walter einmal gelesen: Wirst du feige, verrätst du – so wird dir nicht verziehen, wie stark auch der Wunsch danach ist. Er aber war nicht einmal feige, nur bequem. Dem besten Freunde würde er von diesen Minuten nicht erzählen.

Die Zeit schlich. Manchmal schüttelte Walter sein Handgelenk, weil er meinte, die Uhr müßte stehengeblieben sein. Sein Körper schmerzte, als hätte man ihn windelweich geprügelt. So war ihm schon einmal zumute gewesen, damals, im Betrieb, als in der Hoblerei eine der wichtigsten Werkbänke ausgefallen war und sie nach der Arbeitszeit die ganze Nacht gebraucht hatten, bis der Support mit dem Stahl wieder die Gleitflächen des Drehmaschinenbettes bearbeiten konnte. Geflucht hatten sie, aber durchgehalten. Mit Gliedern, die bleischwer waren, und Köpfen zum Zerspringen hatten sie am grauen Morgen ihre Karten an der Pförtnerbude gestempelt, tief die frische Luft geatmet und mit übernächtigten Gesichtern gelächelt . . .

Ein Uhr nachts. Ein neuer Tag.

Walter Sixtus dachte an seine Mutter, an die kleine, zarte Frau, die nun schon über zehn Jahre Bürgermeister von Meusingen war und sich jedesmal vor einer neuen Wahlperiode vornahm: Diesmal lasse ich mich nicht wieder aufstellen, ich mache eine Kneippkur und spanne mal aus und bringe mein Herz in Ordnung. Aber dann kamen sie und sagten: „Anna, du kannst uns doch nicht verlassen, die Bürger vertrauen dir, du bist der beste Bürgermeister im Kreis." Und sie ließ sich wieder 'rumkriegen und stöhnte zu Hause, wenn es nur Walter hören konnte oder Franz, ihr Mann.

Walter Sixtus liebte seine Mutter. Jeder schätzte sie, viele befolgten ihren Rat. Mutter stand ihm näher als Vater. Vielleicht lag das daran, daß Walter seinen Vater erst kennengelernt hatte, als er acht Jahre alt war. Vater war still und verschlossen und hatte einen steifen Arm aus dem Kriege mitgebracht.

Mutter und Vater. Morgen würde er ihnen einen langen Brief schreiben. Ende Mai könnte er sie besuchen, in ein paar Wochen schon ...

Walter hätte umfallen können wie ein gekappter Mast. Mechanisch drehte er seine Runden.

Kein Laut. Kein Möwenruf, kein Wühlen eines Tieres in Sand und Gras, kein Flüchten und Verfolgen. Nur die rollende See und das Atmen und Gehen eines Menschen, der eine Waffe trug und eine Aufgabe hatte.

Dann zeigte sich ein Lichtstreif im Osten, die Sonne kam so schnell, als hätte sie sich hinter einer Jalousie versteckt gehalten.

Der durchfrorene Mensch badete sich in ihrer zagen Wärme und schlug die klammen Hände gegeneinander, daß es schallte und die Möwen zu schreien begannen.

Walter lachte fröhlich. Seine Uhr war stehengeblieben, und so schätzte er es auf sieben Uhr, als auf dem holprigen Wege ein Fahrzeug auftauchte, das sich schnell näherte. Eine lange Antenne schwankte, es war der GAS, der Wagen des Kommandeurs. Er bog in den Pfad ein und stoppte.

Walter streifte die Kapuze zurück. Zwei Offiziere kamen auf ihn zu: der hakennasige Hauptmann Wöhlert und Oberstleutnant Heimstett, der Kommandeur.

„Da ist er ja, unser Soldat, unsere Wache", sagte der Kommandeur lächelnd und mit freundlicher, tiefer Stimme, bevor Walter überhaupt eine Meldung machen konnte, und streckte ihm seine breite, fleischige Hand hin.

„... keine besonderen Vorkommnisse", sagte Walter verlegen und fügte nicht hinzu: „Kanonier Sixtus seit zwanzig Stunden auf Wache", wie er es sich eigentlich während der langen Nacht vorgenommen hatte. Es schien ihm nicht mehr so wichtig zu sein. Er sah Wöhlert an. Der griente und rieb seine Hände.

Der Kommandeur sagte: „Sie sind ein guter Soldat, Genosse Sixtus, wirklich, ich bin stolz auf Sie. Und ehrlich: Es war nicht immer leicht, wie?"

Ich muß es jetzt sagen, dachte Walter, daß ich den Posten verlassen wollte, ich bin doch nicht so, wie er mich einschätzt.

Aber der Offizier erwartete gar keine Antwort. „Hinter uns kommt gleich ein Wagen, der 30 K. Sie fahren mit ihm zurück, essen tüchtig, schlafen sich aus. Für heute sind Sie vom Dienst befreit. Klar?"

„Jawohl, Genosse Oberstleutnant!" sagte Walter. Die Offiziere grüßten und gingen. Als sie in den Wagen kletterten, rief Wöhlert noch: „Machen Sie sich bemerkbar, wenn das Auto kommt, Genosse Sixtus, gehen Sie zur Straße!"

Worauf du dich verlassen kannst, dachte Walter vergnügt und sah dem GAS nach, der zum Schießplatz fuhr. Der Chef war immer der erste beim Übungsschießen. Heute war der erste Tag: Panzerbekämpfung, Scheibenschießen. Wie im Zirkus, sagten die Kanoniere dazu, wenn die Scheiben, von einer Seilwinde gezogen, in einer Entfernung von 900 Metern auf sie zugekrochen kamen und das Feuer eröffnet wurde. Diesmal machten das viele Wehrpflichtige zum ersten Mal mit. Zuerst wurde mit Einsteckrohren und 23-Millimeter-Granaten geschossen, die über die flache Strecke fauchten und den Sand der Dünen meterhoch spritzten. Nachmittags würde es richtig losgehen.

Walter dachte: Heute kann ich den ganzen Tag schlafen und bummeln. Ein Tag, wie lang das ist. Die Sonne spielte mit den Wellen, der Wind trieb die würzige Seeluft vor sich her. Walter atmete tief. Er ging zur Straße, zwar nicht forsch, aber doch zufrieden, als hätte er eine anständige Schicht hinter sich gebracht. –

Der Schlaf legte sich erst weich auf Walter Sixtus, als er in dem dumpfigen Führerhaus des kleinen Lastwagens saß, der ihn in die Kaserne brachte.

Als befände er sich im Zustande eines Traumwandlers, so nahm Walter alles andere wahr: Wie sie die Wache passierten und der Fahrer ihm aus dem Wagen half. Wie er auf dem weiten Hof stand und um ihn herum Kommandos ertönten. Wie er die asphaltierte Straße entlangging, die Augen halb geschlossen. Wie er an dem rohen Holztisch saß und der Koch ihm eine warme, heiße Suppe brachte.

Beim ersten Schluck zog sich sein Gaumen zusammen, daß es schmerzte. Dann löffelte er hastig, spürte, wie mit jedem Schluck die Müdigkeit abfiel. Er dehnte sich wohlig und sah den Möwen zu, die um herabgefallene Bissen keiften. Dann schmierte er sich mit Genuß zwei Stullen und goß Kaffee in den Becher.

Ein großer Soldat bog um die Ecke, lachte, als er Walter sitzen sah. „Du machst ein Gesicht wie ein Pilger, der mit dem Hintern im Ganges sitzt". Walter dachte: Der Spötter Schlerecke kommt gerade richtig, ich brauche jemanden, der mir den selbstgestrickten Heiligenzopf abnimmt.

„Zwanzig Stunden sind keine Kleinigkeit", sagte er.

„Auch keine Ewigkeit."

„Das nicht."

„Es hat mal einen Forscher gegeben", sagte Schlerecke, „der achtzig Stunden ohne Schlaf blieb, freiwillig, um sich zu beobachten. Das sind dreieinhalb Tage und drei Nächte, mein Lieber."

„Und?"

„Es veränderte sich kaum etwas, die Körpertemperatur blieb gleich, der Blutdruck im allgemeinen auch. Er konnte bis zuletzt sechszifferige Zahlen nachsprechen. Nur die Augen wollte er nicht mehr offenhalten!"

„Das kann ich begreifen."

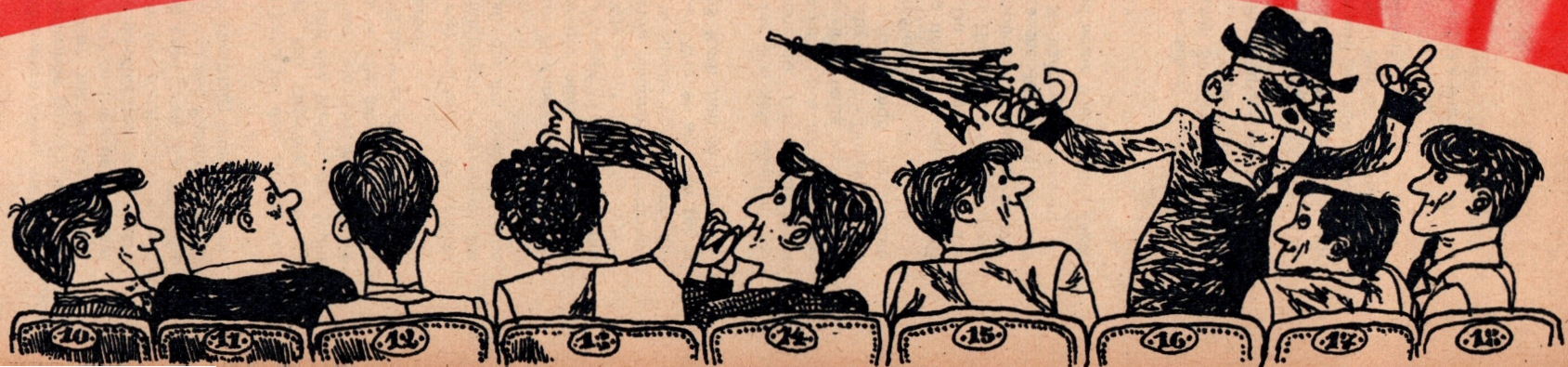
Sie sahen in den Himmel. Es würde ein schöner Tag werden, sonnig und warm, fast zu schade, um zu schlafen ...

KENNWORT: „JAHRBUCH NEUES LEBEN"

Rhythmen, Späße & Bühnensterne

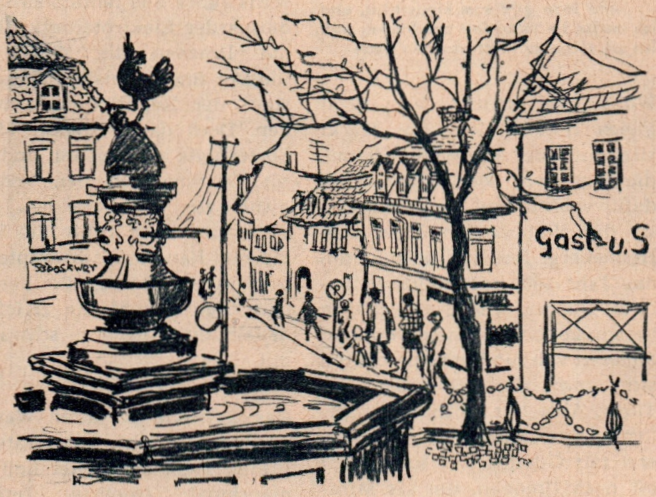
Aus der bunten Welt der heiteren Muse.
Porträts und ‚Steckbriefe' vieler Künstler
von Schallplatte, Rundfunk, Bühne und Fernsehen.
2. Jahrbuch der Redaktion „Neues Leben"
Erscheint im September 1963

Vorbestellungen sind
ab 1. Juli dieses Jahres möglich.
Zahlkarte mit dem Betrag von 3,95 DM
an den Verlag „Junge Welt",
Berlin W 8, Postscheckamt Berlin,
Kto.-Nr. 601 50 senden.
Kennwort: Jahrbuch Neues Leben



Zwischen Früh und Früh in Ilmenau

Am Markt sitzt auf einer Säule eine Henne, die legt zwar keine Eier, aber dafür war sie mal vergoldet. Das ist das Wappenvieh derer von Henneberg



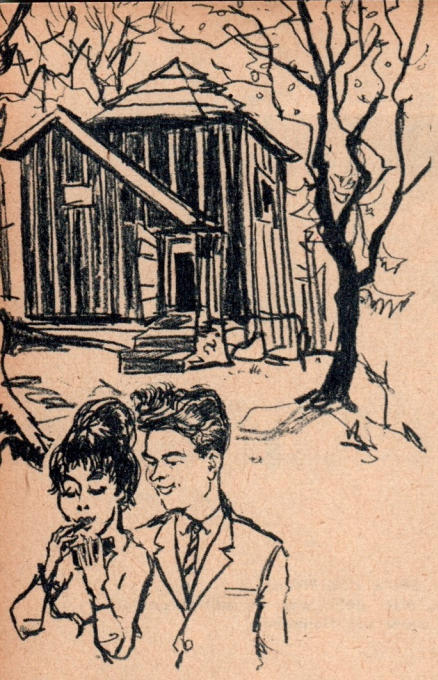
„Ilmenau-Bad" lärmte das Stationsschild mit überlauten Buchstaben. Aber das konnten auch die Nerven sein (neurose ilmenauis). Die Lokomotive zischte und tat sehr eilig. Es klang wie ein komplettes Brausebad. Im Reiseführer hieß das allerdings „Douche". Aber der war von 1883 und nicht mehr kompetent. Ich hatte mich gut präpariert für Ilmenau, mit Goethe und Ernst Lausch (das ist der Autor vom Reiseführer). Der Zugführer pfiff die Berge an und dampfte sich davon. Ich suchte mir ein Quartier für die Nacht, denn das braucht man, auch in Ilmenau.

15 Hotels hat das Städtchen. Als ich die durch war, wußte ich, daß dort summa summarum 293 Betten standen. Für mich war keines dabei. Am „Löwen" war ich bis zuletzt vorbeigegangen, weil da nämlich eine gußeiserne Tafel hing, die besagte, daß Goethe hier gewohnt hat, an seinem letzten Geburtstag, anno Domini 1831. Das schien mir denn doch zu kühn – mit Goethe unter einem Dach. Aber Not bricht Eisen, auch Gußeisen. Die Flügeltür war gut geölt.

Der Empfangschef machte einen umgänglichen Eindruck, aber er hatte auch kein Bett. Da versuchte ich, ihm mit meinen vom Ernst Lausch bezogenen Kenntnissen zu imponieren und fragte nach dem Zimmer Nr. 1, dem Goetheschen. Doch das wußte wahrscheinlich jeder, der hier abstieg, und es zog nicht. Angukken allerdings wurde erlaubt. Der gute Mann suchte den Schlüssel, aber der war gerade mit dem Pärchen unterwegs, das da logierte. So stand ich schließlich vor der verschlossenen Tür, las dauernd die Nummer und fühlte historisch. Beim Runtergehen informierte ich mich noch über die Gäste auf Nr. 1 von Goethe bis zur Gegenwart und fragte, wie lange man vorbestellen müsse, um auch mal in den Genuß zu kommen. Ich hörte Zahlen, mit denen sonst nur noch die Geologen rechnen. Dann stand ich wieder auf der Straße und strich die Nachtruhe vom Programm. Es blieb auch so noch umfangreich genug.

Bemerktes

Ilmenau ist eine sagenhaft alte Stadt, aber die Patina ist hin, flötengegangen beim großen Brand von 1752. Was da jetzt so steht, ist rund 200 Jahre jung, und trotzdem hat es Fluidum.



. . . und Joan griff zum Lippenstift, und ich mußte sie immerfort anschauen, weil ich sie so lange nicht gesehen hatte

Woher das kommt, war nicht gleich festzustellen. Am Markt sitzt auf einer Säule eine Henne, die legt zwar keine Eier, aber dafür war sie mal vergoldet. Das ist das Wappenvieh derer von Henneberg. Ilmenau beginnt um das Jahr 900, urkundlich jedenfalls. Danach wurde es egalweg verscheuert, von einem von zum anderen von, und manche bauten sich auch ein Häuschen mit Turm. Aber das ist die geschäftliche Seite. Interessant wird es erst mit Goethe. Der kam recht oft nach Ilmenau, um als Minister den alten Kupfer- und Silberbergbau wieder in Gang zu bringen und nebenbei als Goethe ein bißchen zu dichten. „Über allen Gipfeln ist Ruh . . .“ ist von hier und auch der 4. Akt der „Iphigenie“. Deshalb trifft man ihn auch auf Schritt und Tritt, sogar bei der Zimmersuche (den Goethe).

Das Fluidum kam natürlich von den Menschen. Die füllten die Straßen bis hin zu den Bergen und machten erquickliches Gewimmel. Die Einheimischen waren an ihrer Ortskenntnis herauszufinden, aber das merkte man immer erst hinterher, wenn's gestimmt hatte mit dem „rechts“ und „links“ und „über die Linden“ und „hinter dem Zechenhaus“, und dann war die große Chance verpaßt, einen von ihnen kennenzulernen. Das Gewimmel abzüglich dieser war unsagbar reich an Mundarten und stammte vom Efdegebe, aus den zwei Jugendherbergen „Nikolai Ostrowski“ und „Walter Ulbricht“ mit ihren insgesamt 136 Betten, vom Ehrenberg und aus noch ferneren Ländern. Dann gab es noch solche wie mich: Eintagsfliegen ohne Bett und Stimme.

Die vom FDGB hatten die Betten belegt, die meisten von den 293 und die zahllosen in den zahlreichen Pensionen. Aber sie fanden das offensichtlich in Ordnung und machten alle zufriedene Gesichter. Was vom Ehrenberg kam, war Ilmenauer auf sechs Jahre und nannte sich Studiosus der Elektrotechnik. Ihnen hat Ilmenau die Würde als jüngste und kleinste Hochschulstadt der Republik zu verdanken. Doch davon später. Meine Sorte fügte sich gut ein und war als Gattung von den anderen nicht zu unterscheiden. Das alles zusammen füllte die Stadt bis zum Rand und schwappte von dort in die Berge, die herrlich nach Badesalz Marke „Kiefernnadel“ dufteten. Ich schwappte mit.

Verbrieftes

Das Gebäude der alten Wasserheilanstalt vom Sanitätsrath Preller steht noch. Hier ließ sich manchmal Goethes Intimus Eckermann berieseln. Aber meistens waren's Spießer, die da ihr Geld verdouchierten, wovon noch sinnige Sprüchlein zeugen, wie: „Der Wein macht frohe Leute, das Wasser nasse Häute“ und „In Hoffnung schweben, macht süßes Leben.“ (Goethe selbst hat's nicht mehr erlebt.) Ich schlug schnell mal in Ernst Lauschs altem Reiseführer nach und informierte mich über Bäder 1. und 2. Klasse und die gepfefferten Preise. Dann stieg ich auf zum Kickelhahn, auf verschlungenen Pfaden, und der Lausch – selbst ein Spießer reinsten Wassers – versüßte mir die schönsten Stellen mit Dedikationen, die hier mal angebracht waren, zum Andenken an alte treue Ilmenauer Badegäste. Da gab es „Stadtrath Zacharias Fernsicht“, „Auguste Götzes Traumlied“, Professor Putsche's Erholung“, „Zur Erinnerung an Herrn Ministerial-Archivar Blume“ und „Unserem heimgegangenen Alfred. Die Armen Ilmenaus 1873.“ (Alfred war der Sohn des Verlegers der „Gartenlaube“.) Ich bedauerte die arme Stadt, die das alles hatte über sich ergehen lassen müssen – zuerst die Raubritter, und dann diese. Aber dann kamen ein paar Heutige und stimmten mich anders. Sie haben's, glaube ich, nicht einmal gemerkt.

Kickelhahnetüde

Auf der Kickelhahnspitze stand ein Ungetüm von Turm. Das machte ganz auf wehrhaft, war aber bloß zum Gucken da. Ich stieg die vielen Treppen, und oben waren ein Mädchen, ein Pfahl

mit einer Scheibe und viel Aussicht. Das Mädchen stand an der Scheibe und las die Örtlichkeiten ab, die aber nicht stimmten, weil das ganze morsch war und sich drehte. Wir haben dann zusammen gedreht, und es hat viel Spaß gemacht, weil die Köpfe immer so dicht beieinander waren und der Ilmenauer Kirchturm auf einmal Hörselberg hieß. Dann sind wir wieder runtergestiegen und zum Goethehäuschen gegangen. Das war inwendig dunkel, und das Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh . . .", das Goethe an die Wand geschrieben hatte, hing nur noch als Fotokopie da, weil es mal abgebrannt ist. Das haben wir aber nicht gesehen, sondern nur gewußt, weil wir die Fensterläden zugelassen haben, damit es schön dunkel bleibt. Joan war Studentin an der Hochschule für Elektrotechnik, und wir haben uns auf die dunkle Treppe gesetzt, und weil ich für Wahrhaftigkeit bin, mache ich hier keine Punkte, sondern berichte weiter.

„Unsere Hochschule", sagte Joan, „ist die einzige Spezialhochschule für Elektrotechnik und die jüngste Hochschule überhaupt und die in der kleinsten Stadt. Sie ist erst neun Jahre alt, und an den vier Fakultäten studieren gegenwärtig 2138 zukünftige Diplom-Ingenieure und 1965 werden es 3000 sein. 1956 wurde am Ehrenberg der Grundstein für den Hochschulneubau gelegt, und du kannst sie jetzt schon sehen, die modernen Internats- und Lehrgebäude. 1970 steht dort ein neues Stück Ilmenau für 200 Millionen Mark. Unsere Kommilitonen aus 11 Ländern geben dem Städtchen internationales Gepräge, und wir alle zusammen machen's jünger und uns macht's klüger. Das hat der Goethe vor 130 Jahren bestimmt noch nicht gewußt, und war doch ein gescheiter Mann." Dann kamen wir wieder ans Tageslicht, und Joan griff zum Lippenstift, und ich mußte sie immerfort anschauen, weil ich sie so lange nicht gesehen hatte. Als wir am Ehrenberg vorbeikamen, zeigte sie mir die ersten sechs nagelneuen Internatsgebäude und in dem einen ihr Fenster, und mir war ganz mies, weil ich ihr keines zeigen konnte. Wir waren dann noch in einer Glashütte, denn das gehört auch zu Ilmenau, und als wir gesehen hatten, wie Leuchtschrift, Fieberthermometer und Reagenzgläser hergestellt werden, mußte Joan einen Ballon blasen. Das wurde ein riesiges Monstrum, und ich mußte das Bier bezahlen, das da rein paßte, und in der Kantine gab's nur „Radeberger Export". In der Porzellanmanufaktur „Graf von Henneberg" waren wir, weil das die berühmteste ist nach Meißen und weil im Stempel die Henne vom Marktplatz ist, und tatsächlich in Gold. Im Musterzimmer sahen wir lauter duftige Sachen, und der Ingenieur sprach immer von mittleren und feinen Scherben, und ich hatte Angst, daß Joan welche macht, weil die Glashütte schon teuer genug war. Abends sind wir dann tanzen gegangen, in eine Gaststätte mit Weltniveau, die hieß „Freundschaft", und das Nachtleben von Ilmenau war auch ohne Bett zu ertragen, aber das konnte ich ja vorher nicht wissen.

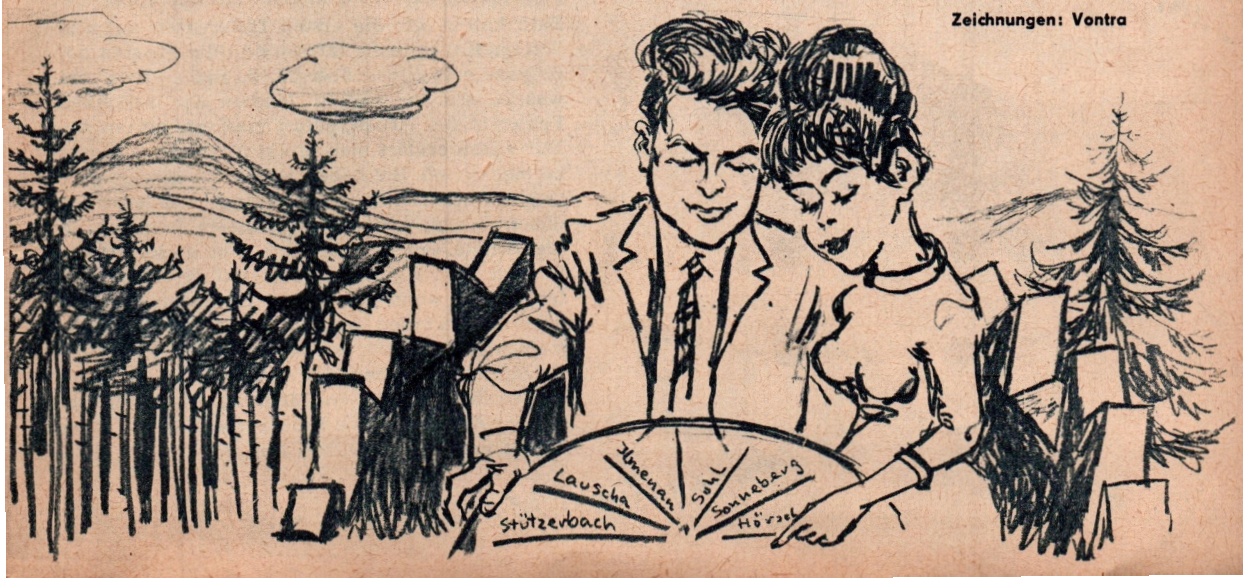
Am Morgen hat mich Joan dann zur Bahn gebracht, weil das ja auf die Dauer ohne Bett nicht geht, und die Lokomotive hatte es wieder furchtbar eilig und zischelte, wie lauter „Douchen". Joan stand auf dem Bahnsteig und winkte, und dann wurde sie immer kleiner, und dann wurde Ilmenau immer kleiner, und dann waren die Berge weg, und ich saß da, furchtbar traurig und konnte die Stadt nicht vergessen.

Roland Steyer

Das Gebäude der alten Wasserheilanstalt vom Sanitätsrath Preller steht noch. Hier ließ sich manchmal Goethes Intimus Eckermann berieseln . . .

Auf der Kickelhahnspitze steht ein Ungetüm von Turm. Das machte ganz auf wehrhaft, war aber bloß zum Gucken da. Ich stieg die vielen Treppen, und oben waren ein Mädchen, ein Pfahl mit einer Scheibe und viel Aussicht . . .

Zeichnungen: Ventra



... aber schon einen Freund

wir sind Siebzehn

Ich getraue mich nicht

Fortsetzung von Seite 4

der Gärtnerei nur Unkraut zupfen durften, war der Teufel los. Wir wollten eben immer alles besser wissen. Aber das war es gar nicht, wir wollten einfach etwas mehr von der Arbeit in der Gärtnerei kennenlernen als nur das Unkraut. Wir wollten auch hier ein bißchen ernst genommen werden — Verantwortung übernehmen!

Jedenfalls hatte ich es manchmal richtig satt, aber wenn ich jetzt überlege, sage ich doch, es war eine schöne Zeit. Ja, und weil wir gerade in diesen Tagen die Friedensfahrt erleben: Unser Leben ist auch in Etappen eingeteilt. Wenn wir das Abitur hinter uns haben, sind wir erst einmal Etappensieger! Danach aber beginnt eine neue Etappe, der Beruf, der Schritt ins Leben, und diese Etappe will auch gemeistert sein. Ich werde jetzt einen Beruf der Feinmechanik-Optik erlernen, mich also im praktischen Leben behaupten lernen, möchte später Außenhandel studieren (ja, wieder auf die Schulbank), um danach dieses Fach als Fachmann der DDR vertreten zu können. *Karin A.*

Mit 16 schon einen wirklichen Freund

Mein Name ist Heidi, ich bin 16 Jahre alt und arbeite in einem volkseigenen Betrieb in Berlin. Meine Aufgabe ist es, Stecker für Lampen, Radios und andere elektrische Geräte herzustellen. Ich will euch mal erzählen, wie ich heute lebe und mir mein weiteres Leben vorstelle.

Als ich von der Schule kam, war ich froh. Jetzt würde ich selbst verdienen und ein viel freieres Leben führen können. Oh, ich hatte mir das alles so einfach und schön vorgestellt, mußte aber bald erkennen, daß eigentlich jetzt erst der Ernst des Lebens beginnt. Ich kam in eine Jugendbrigade, wo die Arbeit schon gut klappt. Mit mir wurden zwei Mädchen eingestellt, Jutta und Karin, gleichaltrig. Wir drei verstehen uns am besten. Wir helfen uns gegenseitig in der Arbeit, vor allem aber haben wir in der Freizeit die gleichen Interessen — wir tanzen gerne, fahren mit unseren „Männern" Motorrad oder vom Jugendklub aus mit dem Boot auf der Spree.

Bald hatten wir die ersten Differenzen mit den älteren Kolleginnen. (Dabei sind die meisten der Brigade erst etwas über 20, d. Red.). Jede hat was an uns auszusetzen. Machen wir mal einen Fehler in der Arbeit, sofort meckern sie uns an. Nur selten erklärt man uns richtig, wie es besser zu machen sei. Sie haben ja recht, wenn sie gute Qualitätsarbeit von uns verlangen. Sie beachten dabei aber nicht, daß wir vor einem Jahr noch in der Schule saßen und nichts von dieser Arbeit wußten. Wir ärgern uns selbst über einen Fehler — aber wenn die klugen Kolleginnen sofort über uns herfallen, macht uns das Arbeiten nicht mehr viel Spaß. Mir geht es jedenfalls so. In der Brigadeversammlung legt man auch keinen allzu großen Wert auf unsere Meinung. Die Norm für unsere Arbeit hat eine Frau aufgestellt, die diese Arbeit gar nicht ausführt. Das möchte ich gern

mal vorbringen, ich getraue mich aber nicht, da es sonst gleich wieder heißt, wir sollten uns erst mehr anstrengen.

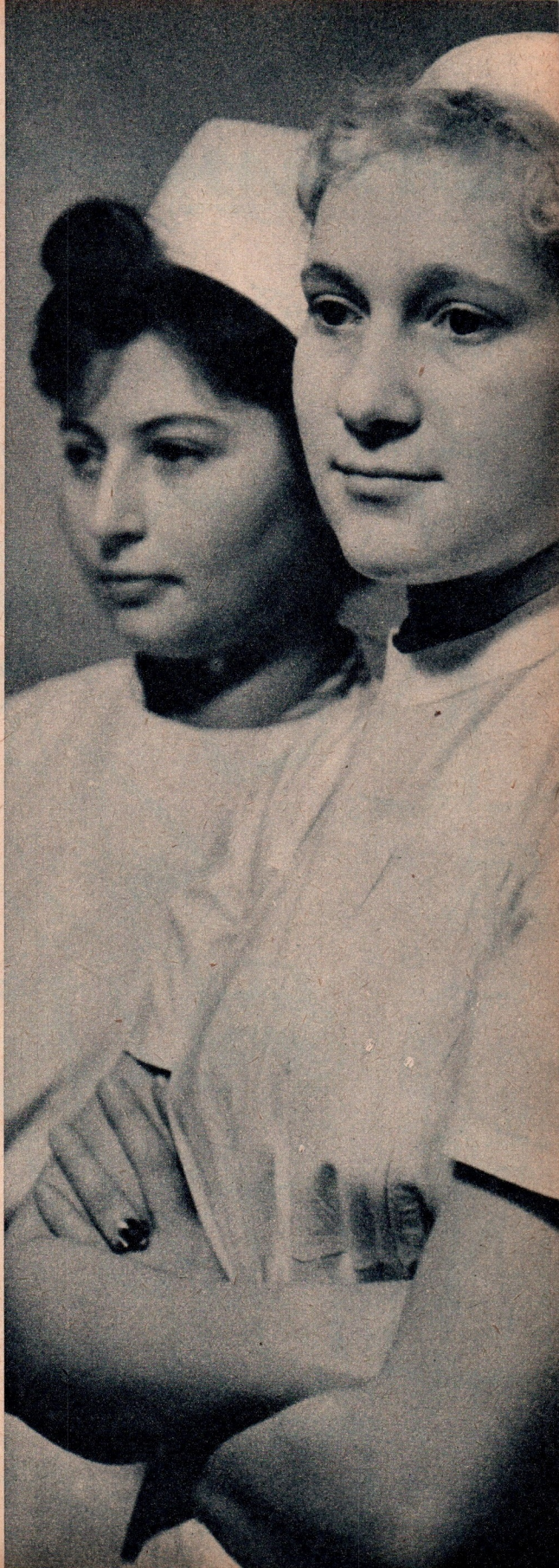
Ich gebe zu, unsere Arbeit könnte besser sein. Manchmal, vor allem montags, haben wir von unseren Erlebnissen so viel zu erzählen, daß wir darüber die Arbeit vergessen. Aber nur montags — anschließend holen wir das fast wieder auf. Wenn uns das unsere Meisterin, Frau Zühlke, vorhält, schämen wir uns. Sie meckert nicht, sondern erklärt uns die Zusammenhänge, daß jeder in der Brigade sich auf den anderen verlassen können muß. Die Meisterin kann sich auch in unsere Lage hineinversetzen. Bei ihr können wir selbst unsere persönlichen Sorgen loswerden, sie ist fast unsere Mutti. Von ihr kann man eine Menge lernen. Die Meisterin will uns helfen, daß wir eines Tages qualifizierter arbeiten und besser verdienen. Ich wirtschafte heute schon ziemlich selbständig mit meinem Geld. Für Kleidung sorge ich allein. Ich komme gut hin. Ich weiß allerdings auch, daß meine Mutter weniger Kostgeld verlangt, als sie wirklich ausgibt. Später wird das anders!

Natürlich habe ich auch einen Freund. Die Älteren sagen sofort: „Kaum aus den Windeln gekrochen, aber schon einen Freund. Die Jugend von heute, na ja . . .!“

Vielleicht meinen sie es gut, ich möchte aber sagen, ich habe mit Jürgen eine wirkliche Freundschaft. Meine Mutter weiß auch davon. Sie kennt ihn schon, ebenso wie meine Meisterin. Meine Mutter vertraut mir, daß ich weiß, wie weit ich zu gehen habe. Auf keinen Fall will ich mit 16 oder 17 Jahren schon ein Kind haben, wie es einem anderen Mädel in unserer Abteilung geht. Das ist weder für das Mädel noch für das Kind gut. Man ist doch mit 16 Jahren noch gar nicht reif. Mit Jürgen halte ich das anders. Natürlich küssen wir uns gerne, wir spinnen 'rum, quatschen dummes Zeug oder machen 'ne Motorradwettfahrt. Tanz, Kino und Theater werden bei uns beiden groß geschrieben. Aber ich kann auch zu Jürgen mit jeder ernsten Frage kommen. Er ist schon zwanzig und ausgelernter Maschinenschlosser. Seine Brigade ist vor kurzem ausgezeichnet worden, und er gehört zu den Besten. Darauf bin ich stolz.

Wenn ich auch nicht gerne stillsitze, zuerst hilft mir Jürgen bei meinen Schularbeiten oder bei anderen Arbeiten, danach erst gehen wir weg.

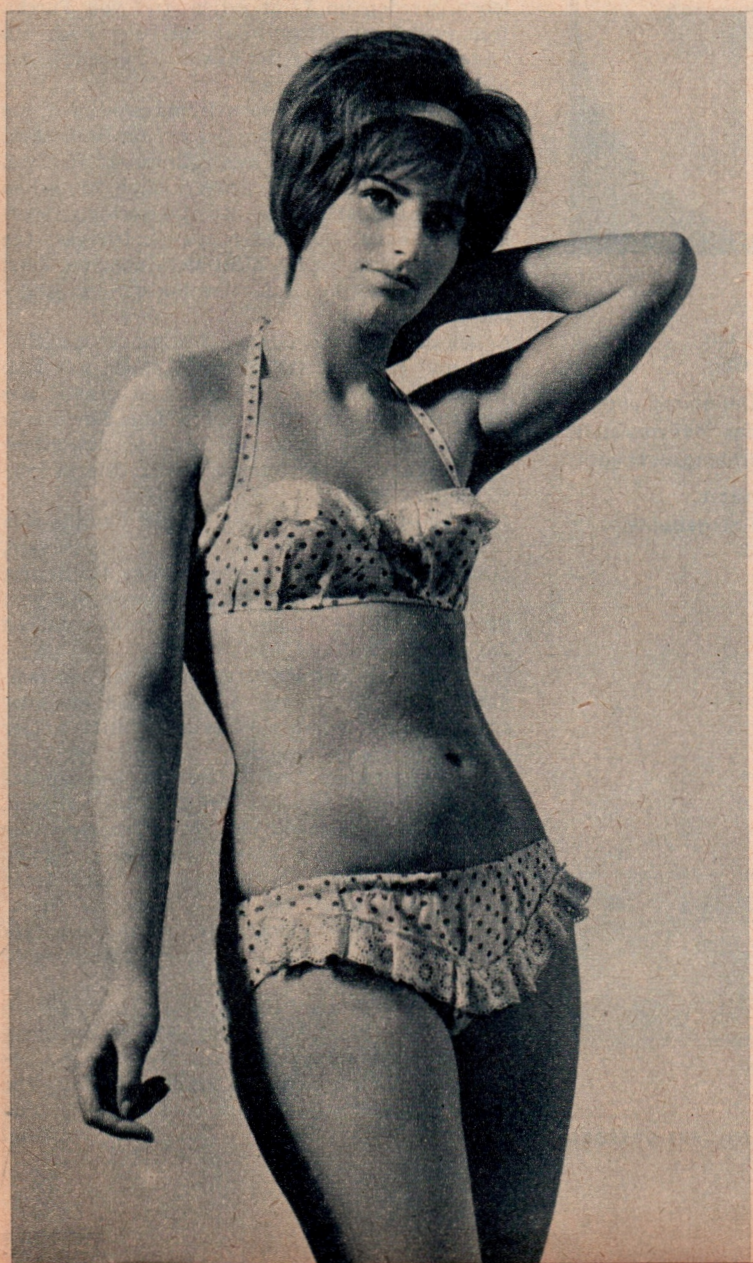
Ich möchte mit Jürgen zusammenbleiben, darum spreche ich zu den anderen auch immer von meinem „Mann“. Bevor ich aber heirate, werde ich noch einen Beruf erlernen. Ob ich das im Kabelwerk mache, weiß ich noch nicht genau, das muß gut überlegt sein. Vielleicht hilft mir unsere Brigade dabei. Ich möchte später mal nicht von meinem Mann abhängig sein, und Jürgen möchte auch, daß ich einen festen Beruf habe. Ob ich das schaffe?! Was meint Ihr? *Heidi W.*

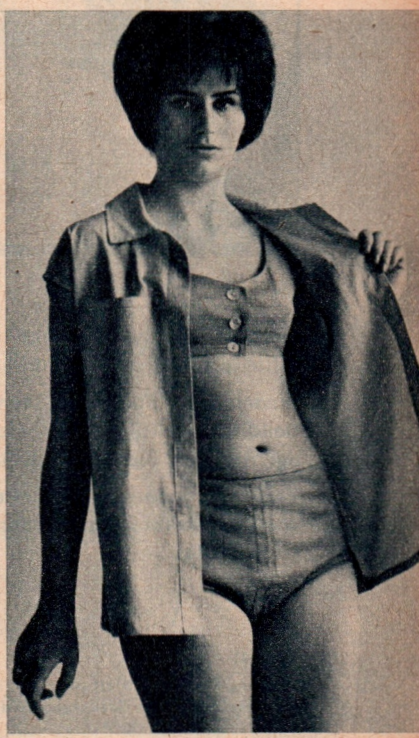


Strandpromenade

A trägt ein Popelinekleid und einen Popelinehut, dessen Kopfform aus vier Teilen zusammengesetzt ist, mit einer dichtgesteppten, geschwungenen Krempe. B zeigt eine knappe, kurze Hose, die mit einem Gürtel unterhalb der Taille zusammengehalten wird. C liebt den klassischen, im Raglanärmel geschnittenen Baumwollpulli mit Halsringabschluß. D bevorzugt ein weißes Hemd aus Malimo. Dieses Material ist besonders für Strandbekleidung entwickelt worden. E besitzt einen kurzen Bademantel aus Frottéstoff mit einem Röllchenabschluß am Hals, tief eingesetzten Ärmeln und großen aufgesetzten Taschen. F trägt eine Kombination. Zu der weißen Malimojacke gehört ein Büstenteil mit angeschnittenen Trägern, ein Bikinihöschen und eine lange Hose aus rosa-weiß kariertem Baumwollstoff. Der schmale Gürtel wird unterhalb der Taille durch Schlaufen gezogen. G und H zeigen ein fünfteiliges Strandensemble. Das karierte Hütchen ist aus dem gleichen Material gearbeitet wie der Rock, das Höschen und der Bindegürtel. Die weiße Bluse wird in den Gürtel gezogen und der Gürtel darüber geschlungen. Über dem Höschen läßt sich die Bluse mit und ohne Gürtel tragen.

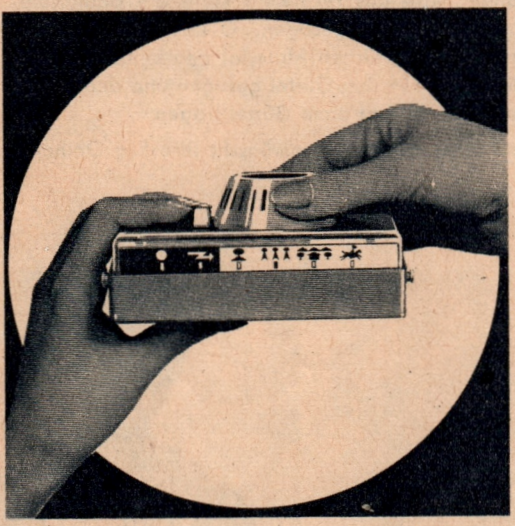
Viel Spaß beim Promenieren wünscht Ihre Eva Ohlhorst





Fotos:
Thea Henkel

Motivregister einstellen – auslösen!

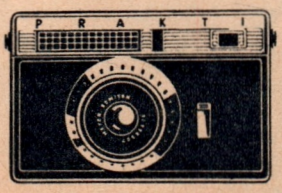


Mehr ist zum Fotografieren mit der vollautomatischen Prakti nicht nötig.

Automatische Einstellung von Entfernung und Belichtungszeit über Symbole des Motivregisters, der richtigen Blende durch Belichtungsautomatik.

Verschlußspannen und Filmtransport ebenfalls vollautomatisch durch eingebauten Elektromotor.

Besondere Merkmale:
Motivregister für 6 Motivarten
Universalprogramm Steuerung und Belichtungsautomatik
36 Aufnahmen 24 × 36 mm
Hochwertiges Objektiv Meyer Domiton
Prestor-Verschluß mit Blitzsynchronisation



Preis: 460,– DM

VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN

Der Verlag Neues Leben, Berlin, der in letzter Zeit mehrere bedeutsame Bücher unserer Gegenwartsliteratur herausgab, wie z. B. „Egon und das achte Weltwunder" von Joachim Wohlgemuth und „Beschreibung eines Sommers" von Karl-Heinz Jakobs, legt nun zwei neue Bände vor, die Aufmerksamkeit verdienen. –

„Ich denke an den Tag, da wir uns kennenlernten. Kaum daß wir Zeit hatten, die wenigen glücklichen Stunden wirklich zu erleben. Weißt Du noch, das letztemal? Wir gingen den Waldweg entlang. Du schwiegst, ich schwieg, nur der Wald rauschte. Kalt und feucht war es, der Oktober hing mit winzigen Regenstäubchen in den Spinnweben, es roch nach Sumpf und Pilzen.

Ich liebe Dich.

Eines Tages werden wir zusammen den Waldweg gehen, anders, lachend. Wir, die im Dunkeln leben, werden im Licht gehen, frei von Furcht, frei von Qual. Faschismus soll nur noch ein schreckliches Wort sein. Etwas Gewesenes, das nicht wiederkommen darf."

Dieser Brief liegt in einem fremdsprachigen, nie benutzten Buch der Osloer Deichmann-Bibliothek. Er hat keine Adresse, keine Unterschrift. Zwei Liebende, die sich nicht sehen durften, Menschen ohne Namen, haben einst das alte Buch als Briefkasten benutzt. Dann blieb ein Brief liegen. Die Liebenden konnten ihn nicht mehr abholen. Jetzt kündet er einer neuen Generation von vergangener Zeit.

Neben dieser Titelerzählung des Bändchens „Kristall und Flamme" (200 Seiten, Leinen, 5,40 DM) stehen 23 Geschichten, heitere und ernste, aus Vergangenheit und Gegenwart, mit denen sich die durch ihre Gedichte bekannt gewordene Schriftstellerin Rose Nyland als Erzählerin vorstellt.

Im August wird der Roman einer Familie von Günter Görlich im Buchhandel zu haben sein. „Das Liebste und das Sterben" (etwa 400 Seiten, Leinen, etwa 7,20 DM) ist die Geschichte vom Schicksal einer Berliner Familie in den Jahren des zweiten Weltkrieges.

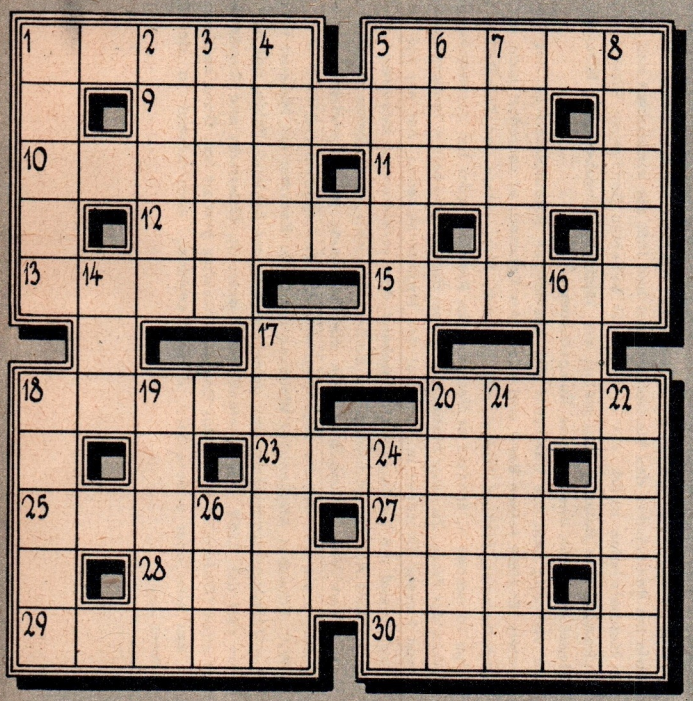
Im Mai 1939 bricht der Streit aus unter den Brüdern Willi und Arthur. Sie beginnen einander zu hassen, als wären sie Feinde. Willi Wegener ist einer der zuverlässigsten Einrichter im Temler-Werk, er kann Meister werden, ein eigenes Häuschen beziehen – soll Willi das alles verlieren, weil er einen Bruder hat, der Kommunist ist und noch die ganze Familie mit seinem geheimen Widerstandskampf ins Unglück stürzen wird? Doch Arthur weiß, das kleine friedliche Glück, von dem sie alle träumen, ist bedroht, und gerade weil er das Beste will für die Familie, gibt er nicht auf.

Die Feindschaft der Brüder, ihr Konflikt, der im Mittelpunkt dieses handlungsreichen, weitverzweigten Romans ist, gibt dem Ganzen eine ungewöhnliche Spannung und Eindringlichkeit. Wir sind gespannt, wie er unseren Lesern gefallen wird?

–tg.

MUSTER

KREUZWORTRÄTSEL



WAAGERECHT: 1. Autor des Romans „Nackt unter Wölfen", 5. raumumgrenzender Baukörper, 9. Autorin des Romans „Ankunft im Alltag", 10. Atmungsorgan der Wassertiere, 11. größtes Waldgebiet der Erde in Sibirien, 12. Blume, 13. altes Papiermaß, 15. deutscher Chemiker und Entdecker im 18./19. Jh., 17. Gutschein, 18. Heilmittel, 20. Tuchstreifen, 23. Schriftstellerehepaar, Nationalpreisträger, 25. südamerikanisches Nagetier, 27. französische Schriftstellerin, 28. Autor des Romans „Tiefe Furchen", 29. Hauptort von Osttirol, 30. deutscher Physiker, Nationalpreisträger.

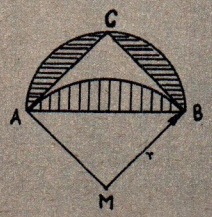
SENKRECHT: 1. Landwirtschaftliche Nutzfläche, 2. Gestalt aus der Oper „Rienzi", 3. Nebenfluß der Donau, 4. Ende des Laufwettbewerbes, 5. Stellvertretender Präsident der Volkskammer der DDR, 6. Sammlung von Aussprüchen, 7. Vereinigung, 8. Autor des Romans „Die Chronik der Sperlingsgasse", 14. Gestalt aus der Operette „Die Fledermaus", 16. Wacholderbranntwein, 17. tatsächliche Gewalt über eine Sache, 18. Titel eines Romans von Maria Langner, 19. wäßrige Lösung, 20. dänischer Astronom des 16./17. Jh., 21. Dorfwiese, 22. Nebenfluß des Don, 24. Stadt in Südluxemburg, 26. Erdart.

IN MATHE EINE „VIER"?

I. Eine FDJ-Gruppe unternimmt eine Wanderung und marschiert von einem im Tal gelegenen Dorf A zu einer 9 km entfernten Jugendherberge B, die auf einem Berge liegt. Die Gruppe bricht morgens um 8 Uhr in A auf und erreicht die Jugendherberge B auf der Höhe des Berges gegen 12 Uhr. Am nächsten Tag wird um 8.30 Uhr der Rückmarsch angetreten; die Wandergruppe erreicht das Dorf A auf dem gleichen Marschwege um 11 Uhr. Wieviel Kilometer von A entfernt befindet sich die Gruppe an beiden Tagen zum gleichen Zeitpunkt?

II. Uber der Hypotenuse eines gleichschenklig-rechtwinkligen Dreiecks ist ein Halbkreis gezeichnet, der zwei Kreisabschnitte mit den beiden Katheten als Sehnen bestimmt. Die Hypotenuse ist Sehne eines den beiden ersten Segmenten ähnlichen Kreissegmentes.

Welche Beziehungen bestehen zwischen den Flächeninhalten der drei Kreisabschnitte?



AUFLÖSUNGEN aus Heft 5/1963

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Tomsk, 4. Rispe, 7. Oka, 8. Agger, 11. Drake, 13. Komik, 14. Dur, 15. Tran, 16. Robert, 18. Wismar, 21. Soll, 24. Ast, 25. Helle, 26. Chile, 27. Altan, 28. Nil, 29. Sinus, 30. Manon. – **Senkrecht:** 1. Trakt, 2. Magma, 3. Kork, 4. Radio, 5. Stade, 6. Ebert, 9. Gorrish, 10. Einem, 12. Kurella, 16. Rur, 17. Basel, 18. Wachs, 19. Stirn, 20. Agens, 22. Olten, 23. Lenin, 25. Halm.

IN MATHE EINE „VIER"?

I. Nehmen wir an, es sind x Flaschen zu 4 DM, y Flaschen zu 5 DM und z Flaschen zu 10 DM pro Flasche verkauft worden, dann läßt sich folgendes Gleichungssystem aufstellen:

$$\begin{aligned} 4x + 5y + 10z &= 170 \\ x + y + z &= 30 \quad \cdot 5 \\ 4x + 5y + 10z &= 170 \\ 5x + 5y + 5z &= 150 \quad - \\ -x + 5z &= 20 \\ 5z &= 20 + x \\ z &= 4 + \tfrac{1}{5}x \end{aligned}$$

Da x, y und z natürliche Zahlen sein müssen, die alle kleiner als 30 sind, kann x nur ein Vielfaches von 5 sein.

Es ergeben sich vier Lösungen:

Flaschenanzahl:					
	5	10	15	20	4 DM/Flasche
	20	14	8	2	5 DM/Flasche
	5	6	7	8	10 DM/Flasche
Lösung:	1.	2.	3.	4.	

II. $23 \cdot 26$
$= (20 + 3) \cdot (20 + 6)$
$= 20 \cdot 20 + 20 \cdot 3 + 20 \cdot 6 + 3 \cdot 6$
$= 20 \cdot (20 + 3) + 20 \cdot 6 + 3 \cdot 6$
$= 20 \cdot 23 + 20 \cdot 6 + 3 \cdot 6$
$= 20 \cdot (23 + 6) + 3 \cdot 6$
$= (23 + 6) \cdot 2 \cdot 10 + 3 \cdot 6$
$= 598$

Chefredakteur: Wolfgang Scheel; Reportage und Bild: Werner Hellmuth; Literatur, Mode: Inge Karl; Film und Theater: Wolfgang Kögler; Gestaltung: Gerd Semder. Herausgegeben vom Zentralrat der FDJ über Verlag Junge Welt. Verlagsleiter: Rudolf Barbarino. Redaktion Neues Leben, Berlin W 8, Kronenstraße 30/31. Telefon: 20 04 61. Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-Werbung Berlin, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28–31 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 3.
Titel Klaus D. Schwarz, 2. Umschlagseite Arsenjew, Farbbeilagen/Rücktitel Klaus Fischer; S. 18/19 Kraemer, Fischer; S. 38 Günter Otto.
Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1230 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Druck: (13) Berliner Druckerei, Berlin C 2, Dresdner Straße 43

Steckbriefe

MARTA RAFAEL

„Trinken Sie den Kaffee ungarisch?" Hinter der brodelnden Mokkamaschine sitzt eine liebenswürdige, vor Temperament überschäumende Frau: Marta Rafael. „Nur die Österreicher, die Italiener und wir Ungarn können den Kaffee richtig kochen. Woanders hat er mir noch nie geschmeckt!" Das will schon etwas heißen, denn die Auslandserfahrungen der Künstlerin aus der Stadt mit den sieben Brücken von Buda nach Pest sind groß; sie reichen von der Sowjetunion bis nach England, von Schweden bis zum Balkan.

Als conferierender „Reiseleiter" für Abstecher von der Spree an die Donau wurde Marta Rafael 1960 vom Friedrichstadt-Palast engagiert. Kurz vor der Premiere erkrankte die Gesangssolistin, und die charmante Plauderin Marta – wobei im Ungarischen das „A" fast wie ein „O" klingt – studierte innerhalb von drei Tagen den Schlager „Endlos ist der Tag" ein, den ihr Landsmann Ivan Szenes geschrieben hat. Das war allerdings kein Debut in einer Doppelrolle für die vielseitige Getalterin: Die Schülerin sang bereits im Chor, später Solopartien; die Abiturientin rezitierte wie eine Schauspielerin und wollte eigentlich Turnlehrerin werden; von der Schauspielerin fand man, daß sie eine sehr gute Singstimme hat und pflegen sollte; bei der Sängerin schließlich sind sich die Kenner heute noch nicht einig, ob sie vor allem Opern, Operetten, Volkslieder oder Chansons singen soll.

In Marta Rafaels Heimat kennt man keine so penible Abgrenzung der Genres: Dort hält es ein Interpret der ernsten Muse gar nicht unter seiner Würde, einen Schlager darzubieten oder in einem Kabarett aufzutreten. Das wirkt sich auch – so meint Marta Rafael – sehr günstig auf die Anforderungen an die Nachwuchskräfte aus, die nur bei überaus guten Leistungen bestehen können. Sie muß es wissen. Ihre „Saffi" erfreute im „Zigeunerbaron" die Gäste des Stadttheaters Luzern. Ihre Sendungen im Rundfunk und Fernsehen unserer Republik mit Arien, Liedern, Operettenmelodien, Chansons und Plaudereien fesseln den, der Gutes hören und sehen will. Im Metropol-Theater gastiert sie mit Erfolg. Ihre eigenen Programme und Sendungen schreibt sie selbst. Dabei wählt sie nicht – wie viele andere – erst die Musik aus, sondern formuliert den Text, und dabei fließen die Melodien organisch ein. Das verdankt sie einem großen Wissen auf dem Gebiet der Kompositionen und der Schallplattenproduktion.

Außer Kenntnissen auf musischem und musikalischem Gebiet sammelt Marta Rafael Probefläschchen mit Spirituosen, Weinen, Sekt und Suppenwürzen; heimatbedingt bleibt aber bei allem ihre Vorliebe für einen „Dupla". Schn.

Marta Rafael, Deutscher Fernsehfunk, Berlin-Adlershof, Rudower Chaussee 116

WILLI SCHWABE

Er zählt zu den „Veteranen" des Berliner Ensembles und des Deutschen Fernsehfunks und ist doch beileibe nicht alt an Jahren. Willi Schwabe ist eines der langjährigen Mitglieder des Theaters am Bertolt-Brecht-Platz. In größeren und kleineren Rollen, jedoch immer als ausgezeichneter Charakterdarsteller mit einer sehr gepflegten Sprache, begegnet er uns beispielsweise in „Frau Flinz" als Esperanto-Lohse oder als Minister Favre in Brechts „Pariser Commune". Er spielte in zahlreichen DEFA-Filmen mit und blieb dem Fernsehen seit Beginn des Versuchsprogramms treu.

In die Millionen geht sein Rumpelkammer-Publikum, so daß die Sendereihe, die ursprünglich für ein halbes Jahr vorgesehen war, nun schon seit über sieben Jahren einmal im Monat auf dem Bildschirm erscheint. Für jede Ausgabe durchstöbert Willi Schwabe mit den Augen von heute und hier rund zwanzig Archivfilme; das ist immerhin eine Zelluloidschlange mit einer Länge von etwa fünfzig Kilometern. Dabei angelt er wie ein Perlenfischer das Wertvolle heraus und läßt die verfälschten und vermorschten Muschelschalen zurück. Als in einer der beliebten Sendungen kürzlich ein alter Schulranzen eine Rolle spielte, meinte der 15jährige Schwabe-Junior Nikolaus: „Vati schleppt alles von uns in seine Rumpelkammer."

Sehr vielseitig sind die Interessen des ehemaligen Schauspieleleven des Deutschen Theaters. Er liebt seinen Beruf und pflegt das Kabarett, er conferiert nicht nur in der Rumpelkammer, rezitiert leidenschaftlich Busch, Morgenstern und Tucholski – um nur einige zu nennen –, sondern er liest auch im Rundfunk oder bei Veranstaltungen aus Werken der Prosa. Zu einer Matinee an einem der grimmig-kalten Januarsonntage 1963 kamen tausend Dresdner in den Saal des Hygiene-Museums, der nur 800 Sitzplätze aufweist; und 200 Gäste lauschten stehend dem rezitierenden Interpreten.

Vier bis fünf Abende wöchentlich im Berliner Ensemble, dazu Synchron-Aufgaben und viele andere Verpflichtungen – auch die Gestaltung von Jugendstunden für junge Menschen, die sich auf die Jugendweihe vorbereiten, fordern viel Zeit. –

In Willi Schwabes Altglienicker Wohnung findet der Besucher ein Museum besonderer Art – Volkskunstgegenstände aus vielen Ländern: aus England, Polen, aus der Sowjetunion und der ČSSR, aus Finnland und Frankreich, Österreich und Rumänien, kurz, aus allen Ländern, in denen das Berliner Ensemble gastiert hat. Ganz bestimmt sehen Sie das eine oder andere Stück dieser Sammlung auch einmal in der Rumpelkammer . . . S.

Willi Schwabe, Deutscher Fernsehfunk, Berlin-Adlershof, Rudower Chaussee 116

RICARDA KAELLANDER

Foto: DFF - Denger

EBERHARD KUBE

Foto: Fischer